Ehre dem Altruismus.

Beitrag zur Eröffnungsfeier des in Scheibbs, N.-Ö., neugegründeten allgemeinen Krankenhauses.

Edler Natur sind die Blüten wahrer Humanität, das ist der opferfreudigen Betätigung barmherziger Menschenliebe. Diese beschränkt sich nämlich nicht blos auf unser gesetzmäßig korrektes Vorgehen anderen gegenüber; sie manifestiert sich vielmehr als Abwehr der, unseren Nebenmenschen drohenden Unbilden, sowie in den ihnen erwiesenen Wohltaten.

Der subjektive Egoismus wird natürlich von unserem Erdballe niemals ganz verbannt werden können, daraus folgt aber keineswegs die Notwendigkeit der Negation des Altruismus. Der vernünftige Egoismus führt uns vielmehr schließlich zur Anerkennung, zur Bekräftigung des Altruismus; es kommt hier eben nur auf die Art und Weise, auf den Grad dieser Betätigung an.

Wie steht es aber um diese Sache in unseren Tagen?

Wenn je — so können wir heutzutage die Wahrheit des Satzes „Extreme berühren sich“ in vollem Maße eben im Bezuge auf den Altruismus bestätigt sehen, wenn wir uns nur die weltgeschichtlichen Ereignisse der letzten Dezennien ins Gedächtnis zurückrufen wollen.

Wenn man an die, unser soziales Leben bis in die jüngste Zeit hinauf so empfindlich verbitternden Erscheinungen zurückdenkt, nämlich an die letztvergangenen Rassenkriege; an die mörderischen, mit jenen in einem gewissen Kausalnexus stehenden russischen Pogrome; an die beschämenden rumänischen Massenaustreibungen; an die wiederholten Metzeleien in Armenien; an die gegenseitigen blutigen Besuche, welche sich die Völker des Balkans abstatteten; an die in den europäischen Schutz- und Kolonialländern begangenen Grausamkeiten; an die, leider nicht selten, in Amerika geübte Lynchjustiz; an den, in vielen Staaten zu Tage getretenen Konfessions- und Nationalitätshader, Klassen- und Parteienhaß; an die, an eminenten, ja selbst gekrönten Persönlichkeiten verübten Attentate, wenn man an alles das zurückdenkt und sich schließlich an die, zu immenser Höhe gesteigerten Kriegsrüstungen erinnert — so möchte man sich in Trauer das Antlitz verhüllen, um von allen diesen erschütternden Vorgängen nichts zu erfahren und die unaufhörlichen Deklamationen „über die Erhaltung des Friedens“ nicht anhören zu müssen, eines Friedens, der sich uns bisher nur als ein bis an die Zähne bewaffneter Friede, als latenter Krieg darstellte.

Soll das, frägt man sich, der moderne Friede sein?

Soll sich die christliche Irenik in solcher Weise manifestieren?

Und doch wäre es, trotz alledem, verfehlt, an dem Fortschritte der Menschheit und an einer besseren Zukunft zu verzweifeln. Denn alle diese, hier nur flüchtig angedeuteten Vorgänge haben eben — Ironie des Kontrastes — gleichzeitig gegensätzliche Erscheinungen hervorgerufen, welche wohl zu Hoffnungen auf eine freudigere Zukunft berechtigen können.

Wollen wir jetzt auch diese gegensätzlichen Erscheinungen etwas näher ins Auge fassen.

Wir sehen da neue konstitutionelle Staaten auf freiheitlicher, menschenwürdiger Basis erstehen; ein modernes Japan; eine verjüngte Türkei; ein, unter schweren Krisen und Relapsen sich umformendes Rußland; ein, um seine Verfassung im Kampfe mit Perfidien aller Art ringendes Persien. In China wird die Sklaverei abgeschafft und die ersten Landtage treten zusammen, um an der Gesetzgebung teilzunehmen. Australien sind von der englischen Regierung weitgehende autonomistische Konzessionen zuerkannt worden und voraussichtlich werden sich die Engländer, früher oder später, bemüssigt sehen, ähnliche Zugeständnisse auch auf das bisher stark bedrückte Indien auszudehnen. Im Norden Europas taucht in friedlichem Wege ein neues Königreich auf,

Norwegen, wo der Herrscher seinem Volke und dieses jenem volles Vertrauen entgegenbringt. Ähnliches, wenn auch mehr kompliziertes geschieht im Süden, in Bulgarien. Wir hören immer öfter von Verträgen, welche verschiedene Staaten mit einander behufs Anerkennung gemeinsamer Schiedsgerichte abschliessen. Wir sehen Friedenskongresse zusammentreten, um sich in allem Ernste mit der gewissenhaften Erörterung von Friedensfragen aller Art zu beschäftigen, wie es denn auch wirklich den Bemühungen der Diplomatie gelang, den im Vorjahre so befürchteten Ausbruch kriegerischer Zwischenfälle zurückzuhalten, was auch in unserer immer noch bewegten Gegenwart das Ziel fortwährender diplomatischer Verhandlungen ist. Auch die, vom diplomatischen Korps der Großmächte an die marokkanische Regierung gerichtete und erfolgvolle Kollektiv-Protestnote gegen den Vollzug grausamer Verstümmelungen an Gefangenen mag hier nicht unerwähnt bleiben. Mit gespannter Aufmerksamkeit verfolgen wir die Bildungen der verschiedenartigsten sozialen, internationalen und interparlamentarischen Verbrüderungen und Vereine, welche — mögen sie nun die Lösung wissenschaftlicher oder wirtschaftlicher, handels- oder finanzpolitischer, völkerrechtlicher oder philanthropischer Probleme anstreben — unter anderem schon den Vorteil bieten, daß sich die Mitglieder solcher Vereine immer mehr in der Einsicht bestärkt fühlen: es sei für die Menschen heilsamer, das ihnen Gemeinsame zu wechselseitigem Wohle und zu gemeinsamen Zwecken zu verwerten, als dem sie Trennenden mit leidenschaftlicher Mißgunst nachzuspüren, sich zu isolieren und gegenseitigen Haß zu kultivieren. Wir lesen ferner mit Befriedigung Berichte über die parlamentarische Behandlung der, die Regelung des Kolonialwesens betreffenden Gesetzentwürfe, und mit wehmütiger Rührung die Nachrichten über grossartige Unterstützungen, die sich die Völker wechselseitig bei Unglücksfällen zukommen lassen, welche durch Elementarereignisse heraufbeschworen wurden. Mit nicht minderer Herzensbefriedigung erfüllen uns auch die immer häufiger in die Öffentlichkeit dringenden Nachrichten über die gesetzliche Regelung der Unfalls- und Altersversicherung und überhaupt über das günstige Fortschreiten des Sozialversicherungswesens — sowie die interessanten Einzelnheiten über das menschenfreundliche Wirken freiwilliger Rettungsgesellschaften, voran die Wiener, und über die stets zunehmende Zahl freiwilliger Feuerwehren. Wir staunen schließlich — und das eben wollen wir hier besonders hervorgehoben haben — über die vielen Legate und Stiftungen, selbst Millionenstiftungen, die jetzt zu gemeinnützigen und wohltätigen Zwecken (nicht selten mit der Klausel „ohne Unterschied der Konfession und Nationalität der Zubeteilenden“) ins Leben treten.*)

*) Da man hier diese Sache ausführlicher nicht behandeln und nur auf die diesfälligen offiziellen Berichte verweisen kann — so etwa auf die Berichte über die humanitären Aktionen der Reichshauptstadt Wien — so seien da nur beispielsweise einige der bedeutendsten Wiener Wohltätigkeitsvereine angeführt. Die Entstehung derselben fällt größtenteils in die letzten Jahre, und unter ihnen ist wohl der Verein „Concordia“ einer von denen, welche auf die längste Zeit ihrer menschenfreundlichen Leistungen zurückblicken können, da er im Vorjahre das schöne Fest seines fünfzigjährigen Bestandes zu feiern in der Lage war. Abgesehen von den seit jeher bestehenden Versorgungsanstalten und Pfründen für verarmte Wiener Bürger, deren Witwen und Waisen, seien da noch hervorgehoben: Die Kinderschutz- und Rettungsgesellschaften (Säuglingsschutz, Säuglingsmilch-Verteilungsverein, Jugendschutz, Kinderheim, Ferienheim, Settlement, Pestalozziverein, Heimstätte für schwachsinnige Kinder); der Lucinaverein; das Rekonvaleszentenheim für arme Frauen; die Frauenwohltätigkeitsvereine „Zuflucht“, „Providentia“, „Frauenhort“, „Frauenheim“, „Mutterschutz“, „Notburga“; der Verein zur Vorbeugung dem Mädchenhandel; der Verein zum Schutze armer, in Wien anlangender weiblicher Dienstboten, Bahnhofsmission und Haushaltungsschule des Vereines Heimat; die Aktionen zur Gründung eines Staats- und Privatbeamtinnenheims; das Haus der Barmherzigkeit; Vorsorge für verwahrloste Knaben; die Asyle für Obdachlose, das Heim für obdachlose Familien; die Vereinigung zur Gründung von Wärmestuben und zu unentgeltlicher Kohlenverteilung; die Aktionen zur Herstellung billiger und hygienisch eingerichteter Wohnungen, vornehmlich Arbeiterwohnungen; der Kaiserjubiläumsverein für unentgeltliche Brotverteilung, die Vereine für Ausspeisung unbemittelter und besonders armer Schulkinder, die Suppen- und Teeanstalten; Vereine zur Bekleidung armer Greise und Kinder — besonders in der Weihnachtsbaumära; der Verein gegen Verarmung und Bettelei; der Verein zu frommen und barmherzigen Werken; die Wohlfahrtvereine „Treubund“, „Vereinte Kraft“, „Die Kostler“, „Philanthropia“, Verein für Hausarme; die Veteranenvereine, die Vereine „Invalidendank“ und „Austria“; der Fürsorgeverein für entlassene Sträflinge u. ä.

Auch die mensa academica sei hier erwähnt, sowie der Umstand, dass die Gründung eines Wiener Studentenheims und eines Wohnungsamtes für Studenten im Zuge ist. Die dankbarste Anerkennung gebührt allen, welche dieses schöne Werk fördern, so auch namentlich Herrn UMDr. Rudolf Pöch. Ein medizinischer Unterstützungsverein besteht bereits.

Schliesslich sei noch bemerkt, dass wir Berichte über wissenschaftliche Vorträge, dramatische, deklamatorische und musikalische Veranstaltungen, über Bälle sowie über Armenlotterien, Subventionen, Legate und Spenden zu wohltätigen Zwecken jeder Art nahezu täglich in den Spalten unserer Zeitungsblätter finden können. Hieraus ersehen wir auch in wie verschiedenen Richtungen sich der Altruismus betätigen kann; hier haben wir uns mit der, die physische und psychische Gesundheit unserer Mitmenschen berücksichtigenden Richtung desselben zu beschäftigen, was also mit der Geschichte des Sanitätswesens enge zusammenhängt.

Nach den statistischen Ausweisen mehrten sich in Österreich im letzten Dezennium, in der Jubiläumsära, die philanthropischen Stiftungen unablässig, und besonders in jüngster Zeit stieg deren Zahl auffallend rasch, denn sie verdanken da ihr Entstehen dem hochsinnigen Worte eines edlen Monarchen, der sein sechzigjähriges Regierungsjubiläum nur durch Werke barmherziger Nächstenliebe gefeiert sehen wollte.

Hier haben wir es ebenfalls mit einer solchen philanthropischen Stiftung zu tun, nämlich mit der in Niederösterreich, in Scheibbs (wohl dem alten römischen sepes, umzäumtes verschanztes Lager) zu Stande gekommenen Stiftung eines allgemeinen Krankenhauses. Der Besprechung derselben wollen wir uns nun zuwenden.

Diese Zeilen schreibt ein, in der Nähe von Scheibbs derzeit weilender Colonus; sie können somit nicht als laus in ore proprio aufgefaßt werden; sie enthalten eben nur eine schlichte objektive Darstellung der Sachlage.

Ohne ungerecht sein zu wollen, kann man Scheibbs das Zugeständnis nicht versagen, daß es stets — sowohl in humanitärer als kultureller Hinsicht — ernstlich bestrebt war, hinter anderen Städten Österreichs nicht zurückzustehen.

So ist Scheibbs, um nur einiges zu erwähnen, vor vielen Jahren den meisten Städten unserer Monarchie mit der Einführung der elektrischen Beleuchtung sogar zuvorgekommen, und in jüngster Zeit wieder — in der Jubiläumsära — hat es durch die Errichtung eines imposanten Kaisermonumentes, das Werk des bekannten Professors Benk-Wien, sowie durch die Gründung einer Mädchenbürgerschule seinen patriotischen Gefühlen einen würdigen Ausdruck zu geben getrachtet.

Scheibbs hat aber auch bereits durch die gelungene Anlage einer Wasserleitung sowie einer Badeanstalt bekundet, daß es der Förderung des lokalen Sanitätswesens ein reges Interesse entgegenbringe. Jetzt schreitet man da zur Eröffnung des neugegründeten allgemeinen Krankenhauses.

Die Gründung dieser Anstalt hatte folgenden Verlauf:

Schon der frühere, um Scheibbs hochverdiente Scheibbser Oberbezirksarzt und jetzige Direktor des Wiener Kaiserin-Elisabethspitals, Herr Dr. Josef Novak, lenkte die Aufmerksamkeit des damaligen Patronatsherrn von Scheibbs und Gutsbesitzers von Neubruck, kaiserl. Rates Eduard von Musil, auf die Notwendigkeit eines Spitalbaues in Scheibbs. Die Sache wurde zwischen ihnen, gemeinschaftlich mit dem vormaligen Scheibbser Bezirkshauptmanne, Herrn Ernst Hufnagel, gründlich ventiliert und deren günstige Lösung schien auch nahe bevorstehend. Leider geriet sie durch den Verkauf des Musil'schen Besitzes ins Stocken und die Aussichten, in Scheibbs in absehbarer Zeit ein Spital zu erhalten, wurden sehr fragliche.

Erfreulicherweise kam aber diese recht bald und zwar in Folge der neuerlichen Anregung dieser Sache durch den jetzigen Scheibbser Gemeindearzt, Herrn Dr. Rudolf Birnbacher, dem es auch gelang, für dieselbe in maßgebenden Kreisen ein lebhaftes Interesse zu erwecken. Scheibbs, die Geburtsstadt des verewigten berühmten Chirurgen Prof. Dr. Schuh, hat eben das Glück, sich guter Ärzte zu erfreuen.

So kam also die Sache glatt in Fluß, dank dem einträchtigen Zusammenwirken des Statthaltereirates und jetzigen k. k. Bezirkshauptmannes von Scheibbs, Herrn Wilhelm Hammer Ritter von Pohlau, der Gemeinde Scheibbs und ihres, bereits zu wiederholtenmalen gewählten Bürgermeisters, Herrn Karl Höfinger, welcher die, auf seinen Reisen in entfernte Weltstädte gemachten Erfahrungen, bei jedem passenden Anlasse, zum Besten seiner Vaterstadt zu verwerten sich bemüht.

Zum weiten Bekanntenkreise Dr. Birnbachers zählt auch Herr Dr. Eugen Bamberger, Primarius im Rudolfspitale in Wien, sowie dessen Bruder, Herr Leo Bamberger, Gutsbesitzer bei Scheibbs. Bei einer Zusammenkunft mit diesen Herren lenkte Herr Dr. Birnbacher das Gesprächsthema auf das Projekt des beabsichtigten Spitalbaues. Beide Herren, sowohl Dr. Bamberger als Arzt, als auch Herr Leo Bamberger, als Anrainer Scheibbs', brachten dem Spitalsbaue in Scheibbs das wärmste Interesse entgegen, für welchen Ort sie sich auch aus Pietätsgründen interessieren, da hier ihnen teuere Verstorbene ihre lezte Ruhestätte gefunden haben.

Dr. Eugen Bamberger, der in freundschaftlichen Beziehungen zur ehrenwerten Familie Kupelwieser steht, hielt es für angezeigt, diese Sache auch dort anzuregen. Mit dieser Anregung erzielte Dr. Bamberger ein überraschend günstiges Resultat, da Frau Berta Kupelwieser, eine hochsinnige Dame, die sich schon so oft in den Dienst reiner Humanität gestellt hat, sich sofort bereit erklärte, zu dem Baue des Krankenhauses in Scheibbs die Summe von 60.000 Kronen zu widmen. Dadurch war der Grundstock gegeben, auf welchem nunmehr weiter gearbeitet werden konnte. Es wurde unverzüglich beschlossen, eine Sammlung von Beiträgen zum projektierten

Spitalsbaue einzuleiten und der gemeinsamen Arbeit der maßgebenden Faktoren gelang es, in relativ kurzer Zeit namhafte Spenden zu gewinnen.

So widmete zu diesem Zwecke Herr Kommerzialrat Friedrich Hamburger, der inzwischen die Musil'schen Liegenschaften käuflich erworben hatte, den Betrag von 20.000 Kronen; Herr Baron Albert Rothschild, welcher bekanntlich auch in der Nähe von Scheibbs einen großen Güterkomplex besitzt, 20.000 Kronen; Herr Primarius Dr. Eugen Bamberger 10.000 Kronen; Herr Gutsbesitzer Leo Bamberger 10.000 Kronen; die Scheibbser Sparkasse, welche bei ähnlichen Anlässen ihre ausgiebige Mithilfe nie versagt, 10.000 Kronen u. s. w. Die ausführliche Liste der Namen aller p. t. Spender und der Quote ihrer Beiträge wurde stets in dem Scheibbser Lokalblatte, welches allen Vorgängen in Scheibbs und Umgebung eine anerkennenswerte Aufmerksamkeit schenkt, veröffentlicht, und so wird man es auch in der Zukunft halten mit den noch zu erhoffenden Spenden. Und zu wünschen wäre, daß diese auch fürder nicht ausblieben, denn manche Auslage steht noch bevor, sei es für innere Einrichtungen, sei es etwa für eine entsprechende Gartenanlage samt einer Umfassungsmauer, als ruhiger Erholungsstätte für minder schwache Kranke. Sehr erwünscht wäre auch — meiner unvorgreiflichen Ansicht nach — die Bildung eines, wenn auch noch so bescheidenen Rekonvaleszentenfondes. Denn bekanntlich sind auch viele mittellose Kranke aus dem Arbeiterstande auf öffentliche Spitäler angewiesen. Aus dem Spitale entlassen, fühlen diese Armen das Bedürfnis einer sorgfältigeren Pflege ihres noch schwachen Körpers gerade in dem Augenblicke am empfindlichsten, in welchem ihre finanzielle Lage vielleicht eine möglichst traurige ist. In diesem Zustande physischer und psychischer Depression wäre für sie eine noch so kleine, ihnen bei der Entlassung aus dem Spitale gereichte Gabe eine wahre Wohltat, die zur Stärkung der noch angegriffenen Gesundheit und zur Hebung des Lebensmutes dieser Bemitleidenswerten nicht unwesentlich beitragen könnte.

Leider war es der Hauptspenderin nicht vergönnt, den Erfolg ihrer edlen Tat zu erleben! Ihr Name wird aber in der dankbaren Erinnerung Scheibbs' fortleben, und stiftungsgemäß wird auch für alle Zukunft der chirurgische Pavillon in dem neuen Krankenhause nach ihrem Namen benannt bleiben.

Daß wirklich das Bedürfnis nach einem Krankenhause in Scheibbs sich fühlbar machte, dürfte schon aus dem Umstande hervorgehen, daß die Spenden zu demselben schon zur Zeit der, am 8. September v. J. erfolgten feierlichen Grundsteinlegung zu demselben, die schöne Summe von rund 160.000 Kronen erreichten, ja die Gründung dieses Spitals aus Privatmitteln ist um so freudiger zu begrüßen, als gerade in dieser Zeit die Klagen über Spitalsnot in Niederösterreich, in Stadt und Land, immer lauter wurden.*)

---

*) Das wurde auch in dem, in der vorjährigen Septembersession des niederösterreichischen Landtages erstatteten Berichte des Landesausschusses nachdrücklichst hervorgehoben. Dabei wurde auch die Eröffnung gemacht, daß bei dem Umstande, als der jährliche Abgang des Landeskrankenfonds ein sehr bedeutender ist, die Sanierung dieses Übelstandes durch eine gründliche Organisierung des ganzen niederösterreichischen Spitalwesens unvermeidlich wird. Demnach erschien auch wirklich im Jänner l. J. in den öffentlichen Blättern ein Gesetzentwurf über die zu bildende „niederösterreichische Krankenanstalten-Kommission", welche die Regelung der Sanitätsanstalten in Wien und auf dem flachen Lande Niederösterreichs im weitesten Umfange ins Auge zu fassen hätte, also nicht nur die allgemeinen Krankenhäuser, Siechenhäuser und die besonderen Heilanstalten für Lungenkranke, Lupuskranke, Skrophulose u. d. allein, aber auch die Genesungsheime, die Hauskrankenpflege, die Art der Krankenbeförderung, die Rettungsstationen, die Fürsorge für Heranbildung von Kranken-Pflegern und Pflegerinnen, die Verwaltung der Kliniken und Institute an der Wiener medizinischen Fakultät und selbstverständlich auch die entsprechende Kontrolle der betreffenden Finanzgebarung. Wenn man einen Gesetzentwurf mit dem gut zu reinigenden Samen, und das Gesetz mit der Frucht vergleichen darf, so können wir jetzt mit Spannung dem Reifen der jungen Frucht entgegensehen. Welche Wandlungen hier noch bevorstehen, kann man da nicht feststellen, soviel kann man aber mit Sicherheit annehmen, daß schon der Ausbau des Wiener Kaiserjubiläumsspitales, des projektierten Infektionsspitals, der beabsichtigte Neubau eines Spitals in Floridsdorf, sowie die Errichtung des jüngst eingeweihten Krankenhauses der Wiener Kaufmannschaft, dann die Eröffnung des neuen Lilienfelder Spitals, eine Wendung zum Besseren bedeuten würde.

Damit hängt noch eine weitere Tatsache zusammen, die man da nicht übergehen kann, nämlich folgende: So wie früher die niederösterreichische Lehrerschaft, so fühlte sich auch die niederösterreichische Ärzteschaft (besonders die Spitalsärzte und deren Hilfsärzte) durch manche Maßregeln der autonomen Gemeinden und Landesbehörden verletzt, so namentlich durch gewisse Bestimmungen über Impfungsgebühren, Krankenkassevereinbarungen, Ärztegehalte u. a. Ja sie sah sich sogar veranlaßt zu Abwehrmitteln schärferer Tonart zu greifen. Auf Grundlage der Beschlüsse des, in Wien im November des Vorjahres abgehaltenen Reichsverbandstages österreichischer Ärzte über Ärzteorganisation, über ärztliche Sozialversicherung und über das Verhältnis zwischen Ärzten und Krankenkassen — sowie in Würdigung der diesfälligen gutächtlichen Berichte der Ärztekammern — wird voraussichtlich auch diese Sache nach und nach gänzlich applaniert und, hoffentlich zur allgemeinen Befriedigung, gesetzlich geregelt werden. Mit dieser Frage werden sich aber die österreichisch-ungarischen Parlamente wohl noch längere Zeit zu beschäftigen haben, wozu die im Juni l. J. stattgefundene Enquête über die Zustände der Wiener Spitäler gewissermassen die Einleitung bildet. Mögen die dort, sowie die seitens der Gemeinden getroffenen Maßregeln künftighin die Wiederholung der traurigen Fälle verhüten, wo obdachlose Kranke aus Mangel rechtzeitiger Hilfe rettungslos zu Grunde gehen.

Die Pläne zu diesem Spitalsgebäude entwarf der Ingenieur und autorisierte Architekt Herr Johann Schimitzek, den Bau führte der Baumeister Herr Karl Soche aus. Die gerechte Würdigung dieses Baues, der sich durch seine gefällige Außenseite und zweckmäßige innere Einrichtung auszeichnet, und jetzt neben den bereits in Scheibbs bestehenden städtischen Neubauten, Schulgebäude, Elektrizitätsanlage u. a., eine neue Zierde des Ortes bilden wird, muß ich der gewandten Feder eines Fachmannes überlassen. Die Details über die Eröffnungsfeier dieses Hauses, beziehungsweise die Schlußsteinlegung an demselben, wird wohl das Scheibbser Lokalblatt in gewohnter ausführlicher Weise bringen. Diese Schlußsteinlegung ist nahe bevorstehend, falls nicht unerwünschterweise unvorhergesehene Umstände eine Verzögerung derselben herbeiführen sollten.

Das ist in Kürze die Vorgeschichte des Scheibbser Spitalbaues.

Die Regelung des Sanitätswesens und medizinische Angelegenheiten überhaupt bilden in der Gegenwart ein Thema, welchem alle Kreise der Bevölkerung die gespannteste Aufmerksamkeit widmen, der einfache Arbeiter mit demselben Eifer wie hohe Aristokraten, ja fürstliche Persönlichkeiten. So war beispielsweise in unseren Tagen der Bruder unserer unvergeßlichen Kaiserin, der, leider uns durch zu frühen Tod entrissene, baierische Herzog Karl Theodor ein berühmter Augenarzt; der vormalige Präsident des österreichischen Abgeordnetenhauses, Graf Vetter, ist jetzt Berufsarzt, und unvergeßlich bleiben uns die Verdienste, welche sich um die Hebung der Wiener freiwilligen Rettungsgesellschaft und der Polyklinik eine ebenso menschenfreundliche als geistreiche — und eben deshalb in Wien so äußerst populäre — Dame der hohen Aristokratie erworben hat. Der Name der Frau Fürstin Pauline Metternich-Sandor sei da in dankbarer Verehrung genannt. Übrigens hören wir fortwährend von den verschiedensten, zu ärztlichen Zwecken gemachten Widmungen, so — um schon bei Wien zu bleiben — von den Baron Rothschild'schen, von der neuesten Oser-Stiftung ärztlicher Reisestypendien u. a. Wie ernst und gewissenhaft man diese Sache jetzt auffaßt, möge noch ein Beispiel aus maritimen Kreisen erhärten. Die englischen, unter der blauen Fahne segelnden Missionsschiffe, welche Apotheken, alle möglichen chirurgischen Utensilien, dann Puls- und Kniewärmer, Jacken, Decken, Shawls, aber auch Bücherkisten mit populären und erbaulichen Schriften mit sich führen, sichern — nach Aug. Scheibe: Bei den Hochseefischern, Stuttgart 1889 — jährlich Hunderten von Hochseeschiffern der Nordsee Leben, Gesundheit, aber auch Geistes- und Gemütsberuhigung.

Da man sich also, wie das schon aus dem Gesagten hervorgeht, (denn das Nähere hierüber wird eben den Gegenstand unserer weiteren Ausführungen bilden) heutzutage für Sanitätsfragen so lebhaft interessiert, und da sich voraussichtlich auch Scheibbs, welches jetzt ein öffentliches Krankenhaus erhält, mit der Besprechung derlei Fragen mehr als bisher befassen wird, so dürften bei dem jetzigen Anlasse Manchem aus den Kreisen des geehrten Scheibbser Publikums einige allgemeine rechts- und kulturhistorische Bemerkungen über diese Materie nicht ganz unerwünscht kommen.

Es möge mir also freundlichst gestattet werden, hier noch einige solcher einschlägigen Bemerkungen einzuflechten, die zwar über den Rahmen lokaler Verhältnisse hinausschweifen, die ich aber schon deshalb für nicht ganz unangebracht halte, weil sie dazu beitragen vermöchten, den Erweis zu erbringen, wie sich auch auf dem Gebiete der Gesundheits- und Krankenpflege, so wie auch auf vielen anderen, alles, was für die Menschheit dauernden Wert haben soll, aus schwachen Keimen, allmälig und stufenweise entwickelt, und wie da gewissermaßen ein Jahrhundert dem anderen die Hand reicht.

Das Studium der Geschichte der Gesetzgebung über Gesundheits- und Krankenpflege, wie sich diese im Laufe der Zeiten bei den verschiedenen Völkern entwickelt hat, ist in der Tat ebenso lohnend als instruktiv, wie das vielleicht aus den nachstehenden hier flüchtig zusammengedrängten Andeutungen ersichtlich wird.

Bei den heidnischen und wilden Nomadenvölkern der vorchristlichen Ära konnte selbstverständlich lange Zeit von einer gesetzlich geregelten Organisierung der Gesundheits-, beziehungsweise Krankenpflege kaum die Rede sein. Nach den äußerst spärlichen Bekundungen, die uns

überhaupt hierüber zukamen, überließ man da Alles der Natur, dem Zufalle, oder setzte die Kranken auf öffentliche Straßen aus, um von Vorübergehenden beraten zu werden; ja bei besonders rohen und kriegerischen Volksstämmen, wo die Sicherheit des eigenen Lebens fast nur von der Stahlkraft des eigenen Körpers abhing, tötete man sogar sieche Kinder und Greise, während man dagegen die Geisteskranken verschonte, sie mitunter sogar verehrt haben soll. Erst seit dem Beginne der Staatenbildungen änderte sich die Sache auch in dieser Hinsicht, und die Nachrichten über, wenn auch noch äußerst primitive, sanitäre Maßregeln werden jetzt immer häufiger und ausführlicher.

Eine Erscheinung fällt uns da vor allem auf, nämlich die, daß es — selbst bei rohen Völkerstämmen — vornehmlich Priester waren, die als Ärzte auftraten. Sie wird aber dadurch erklärlich und auch begreiflich, daß, nach dem Zeugnisse der Entwickelungsgeschichte des Völkerlebens, die Priester durch lange Jahrhunderte die Intelligenz des Volkes repräsentierten, wodurch sie zu immer größerem Einflusse gelangten, und sich so allmälig nach den verschiedensten Richtungen hin die Führerrolle vorbehielten. Dabei war es einerseits ihr beständiges Trachten, talentierte Individuen aus dem Volke in ihre Kreise aufzunehmen, bis sie mit der Erblichkeit der Priesterwürde ihre Zukunft gesichert hatten; anderseits war ihr Bestreben darauf gerichtet, sich und ihr Gebaren möglichst in den Schleier des Geheimnisvollen zu hüllen. Belege hiefür sind die sogenannten Mysterien der altägyptischen Magier; das, die niederen indischen Kasten bindende Verbot des Lesens der heiligen Bücher, der Vedas; bei den alten Israëliten der Ausschluß des Volkes vom Betreten des Tempelsinneren, sowie die drakonischen Verbote des Berührens der Bundeslade während ihrer Umzüge u. d. Anklänge daran aus späterer Zeit sind die, für die Laien geltenden Verbote des Bibellesens. Weitreichend wurde so die Macht der Priesterschaft in den Staaten mit theokratischer Staatsverfassung, in Staaten mit einer nationalen Staatsreligion und Staatskirche, überall wo der Herrscher die höchste geistliche und weltliche Würde in seiner Person vereinigte, sowie in Staaten, wo das sogenannte Kasten- oder Klassensystem herrschte und wo die jezt erbliche Priesterwürde einer besonderen Kaste, oder, wie bei den Israëliten, einem besonderen Stamme, nämlich dem Stamme Levi, vorbehalten blieb.

Das ausgeprägteste Kastensystem herrschte in Indien. In den Werken gelehrter Sanskritforscher und in den, großenteils von christlichen Missionären besorgten Übersetzungen des indischen Gesetzbuches Manu, sowie der altindischen heiligen Bücher, der Vedas, findet man genaue Aufklärungen über altindische Verhältnisse. Darnach nahm dort die Priesterkaste der Brahmanen oder Brahminen — gegenüber den übrigen Kasten der Kschatris (Krieger), Wajsyas (Bürger), Sudras (Gehilfen, Diener) und den, Sklaven gleichgehaltenen, Parias — eine äußerst privilegierte Stellung, besonders auch auf dem Gebiete des Strafrechtes, ein. Ihr Einfluß auf das Volk wird schon daraus ersichtlich, daß an den größeren Tempeln nicht etwa Hunderte, aber Tausende von Brahminen den Tempeldienst versahen und neben ihnen eine große Anzahl von Tempelbajaderen. Die Brahminen waren nicht bloß Priester, aber auch Richter, und, worauf es eben hier ankommt — Ärzte. Da aber die Brahminen ihre Gläubigen, angeblich aus religiösen Gründen, zu grausamen Selbstqualen anhielten, so werden auch die brahminischen Ärzte sich kaum als gewissenhafte, für die Gesundheit des Volkes ernstlich besorgte Ärzte erwiesen haben. So soll beispielsweise — nach der Ansicht Sachkundiger — die, später durch den Einfluß der Engländer abgekommene, Selbstverbrennung der Witwen (Sutti), hauptsächlich das traurige Ergebnis der Überredungskunst der Brahminen gewesen sein.

Auch in Altägypten herrschte nach den Werken der Ägyptologen (so z. B. des jüngst im Alter von 92 Jahren verstorbenen Prof. Dr. J. N. Sepp) ein strenges Klassen-, Zunft- und Innungssystem, und die altägyptischen Magier nahmen da eine ähnliche Stellung ein wie die

Brahminen in Indien. So bildeten auch die altägyptischen Ärzte — ebenso wie die Ackerbauer, Handwerker, Krieger, Hirten — eine besondere Zunft, ja innerhalb derselben noch besondere Innungen, die nur zur Heilung bestimmter Krankheiten berechtigt und verpflichtet waren. Das ruft in uns die Erinnerung an unsere Spezialärzte oder Spezialisten wach, nur daß da selbstverständlich jeder Zwang ausgeschlossen ist, worauf schon der akademische Titel: Doktor der gesamten Heilkunde hinweiset. Trotzdem — denn man kann wohl kaum sagen in Folge dieses polizeilichen Spezialisierungssystems — muß man doch annehmen, daß dort die medizinische Wissenschaft und besonders (ohne da einen Vergleich mit der modernen Chemotherapie ziehen zu wollen) die medizinische Chemie auf einer hohen Stufe der Vollkommenheit stand. Man denke nur an die altägyptische künstliche Art des Einbalsamierens. Wiewohl ähnliches auch asiatischen Völkern, wie beispielsweise den Tibetanern, durch ägyptische Vermittlung den Juden (nach Gen. L. 2. wurde der Körper des Patriarchen Jakob auf Befehl seines Sohnes Josef von dessen ägyptischen Ärzten einbalsamiert) ja, nach den neuesten Forschungen, worauf wir gleich noch kurz zurückkommen werden, auch den altamerikanischen Völkern bekannt war, so blieben da doch die Altägypter unübertroffen. Man muß staunen — und ich meine das nach eigener mehrmaliger Anschauung ungescheut sagen zu dürfen — über die fast wunderbare Konservierung mehrtausendjähriger altägyptischer Mumien, welche jetzt, zum Unterschiede von späteren Imitationen sowie von Tiermumien, unter der Bezeichnung mumiae verae bekannt sind. Die Konservierung dieser Mumien stand zweifellos auch mit religiösen Gefühlen im Zusammenhange; man glaubte, daß den Körper, so lange er erhalten bleibt, der Geist des Verstorbenen umschwebe, und überdies, vielleicht eben deshalb, wurden solchen Reliquien — selbst ihren Teilchen — bis in späte Zeiten besondere Heilkräfte zuerkannt — Reliquienglaube. Daher dort die großartigen Gräberbauten, besonders der Königsgräber, wie sie sich uns noch jezt in den Pyramiden, Katakomben, Mausoleen darstellen, die wieder an die kolossalen Prachtbauten jener Völker erinnern, bei denen, wie bei den Chinesen (Königsgräber bei Mukden), Japanern u. a. der sogenannte Ahnenkultus herrscht. Mumifizierungen kamen auch in Amerika, in Mexiko, Peru, Brasilien vor, hier aber wurden sie bloß durch die Aussetzung der Körper der Einwirkung des Sonnenlichtes bewirkt. Die so ausgedörrten Mumien wurden dann in Grabstätten, die förmliche Mumiengalerien bildeten (ähnlich wie früher in einigen Klostergrüften Siziliens), beigesetzt. Das Ergebnis der neuesten Forschungen hierüber sind die photographischen Aufnahmen solcher Galerien, durch welche diese Sache den weitesten Kreisen bekannt wurde. Hier sei auch der altperuanischen Chulpas und Mumienbündel (deren einige das Berliner ethn. Museum besitzt) gedacht, sowie beiläufig an die altpersischen turmartigen Begräbnisstätten und an die zahlreichen Hünengräber und Tatarenhügel erinnert.

Da dies Alles auch mit sanitären Maßregeln zusammenhängt, so müssen wir dieser, nicht eben anziehenden Sache noch einige Worte widmen. Vorausgeschickt sei da die Bemerkung, daß auch hier, wie bei allen anderen menschlichen Institutionen, klimatische und lokale Verhältnisse eine entscheidende Rolle spielten und spielen. Das wird auch hier unverkennbar. Während die Altägypter auf die möglichst lange Konservierung menschlicher Reliquien durch deren Mumifizierung das größte Gewicht legten (was auch durch das dortige Klima in günstigster Weise gefördert wurde, während die fortwährenden Nilüberschwemmungen und Wüstenwinde, durch welche die Leichen entweder fortgeschwemmt oder versandet wurden, die einfache Erdbestattung erschwerten und so jene massiven Gräberbauten mit veranlaßten), hegten andere Völker, ja selbst einzelne Stämme eines und desselben Volkes, beispielsweise des indischen, ganz verschiedene Ansichten über die zweckmäßigste Art der Totenbestattung. Einige übergaben die Körper ihrer Verstorbenen der Erde oder bargen sie in Höhlen und Grotten, andere setzten sie ganz einfach an beliebigen Stellen aus oder setzten sie in turmartigen Gebäuden an die Luft; wieder andere versenkten sie in die Meerestiefe, übergaben sie den Fluten der Flüße (so des Ganges) oder den Flammen des Feuers. Die Feuerbestattung war gar nicht selten und beim Absterben heidnischer, asiatischer und afrikanischer Häuptlinge und Despoten wurden häufig mit ihnen zugleich deren Lieblings-Frauen, Sklaven, Pferde und Waffen verbrannt. Über die Selbstverbrennung (Sutti) indischer Witwen sprachen wir bereits. Jetzt lebt die Sitte der Feuerbestattung in besonderen Crematorien auch in Europa wieder auf, wiewohl dagegen Manches, besonders vom strafgerichtlichen Gesichtspunkte aus, eingewendet wird.

In den ersten Zeiten des Christentums wurde der Gottesdienst in den Katakomben an den Grabstätten der Märtyrer abgehalten. Die Gebeine derselben, Reliquien genannt, wurden so

Gegenstand besonderer Veneration und das hatte in der katholischen Kirche zur Folge, daß jede später neuerrichtete Kirche solche Reliquien in sich bergen mußte, ja daß jedem Altare, auch den tragbaren oder Reisealtären (altaria portabilia), der beglaubigte und versiegelte sogenannte Reliquienstein eingefügt wurde. In Rom besteht ein eigenes Amt, die Congregatio Cardinalium reliquiarum, welches den einzelnen Kirchen des Erdballes derlei Reliquien zusendet. So werden, beiläufig sei es gesagt, die aus dem letzten Dezennium des 18. Jahrhundert stammenden Zeitungsnachrichten über den eigenartigen Reliquienhandel verständlich, der damals in Frankreich auftauchte, als während der großen französischen Revolution viele kostbare Reliquienschreine aus den Kirchen geraubt und viele Reliquiensteine der Altäre zerstört worden waren. Auf jene kirchliche Vorschrift deuten auch die betreffenden Wortbildungen in manchen slavischen Sprachen hin; so Kościot, von Kość (verw. ość; d. lat. os d. h. Bein) Kirche, Kośnica, Beinhaus, Kościelny, Kirchendiener u. a. Die kirchlichen Vorschriften verlangten überdies, daß die Körper der verstorbenen Gläubigen in geweihter Erde, um die Kirche herum, auf dem Kirchhofe, bestattet oder in den Grüften der Kirche selbst beigesetzt werden.

Nach österreichischen Verordnungen aber ist die Bestattung auf dem eigentlichen Kirchhofe, beziehungsweise in der Kirche selbst, nur ganz ausnahmsweise gestattet und aus sanitären Gründen angeordnet, daß die Friedhöfe außerhalb der Stadt oder des Dorfes an einem Orte angelegt werden, der keiner Überschwemmung ausgesetzt ist. Noch eine historische Reminiszenz aus Österreichs Vergangenheit möge hier Platz finden. Der edle Schätzer der Menschen, Kaiser Josef II., hielt es, teils aus sanitären Rücksichten, teils um Armen die Begräbniskosten zu ersparen, für zeitgemäß, eine neue Begräbnisordnung vorzuschreiben. Der kurze Inhalt dieser sogenannten Leichenverordnung war, daß der Körper des Verstorbenen in Sackleinwand gehüllt, in einem gemeinschaftlichen Sarge zur Begräbnisstätte gebracht, dort aus dem Sarge herausgenommen, in das Grab gelegt und dieses mit ungelöschten Kalksteinen und Erde ausgefüllt werde. Und doch waren es eben die Armen, welche, die wohlwollende Absicht des Kaisers verkennend, am lautesten gegen diese Anordnung opponierten, so daß sich der Kaiser veranlaßt sah, sie zurückzuziehen. Bekannt ist das charakteristische, an den Minister Kaunitz gerichtete kaiserliche Revokationsschreiben. Da denkt man auch unwillkürlich an jene steinernen, um wörtlich zu übersetzen, „fleischfressenden" Särge, die man Sarkophage benannt hat, vom griechischen σαρξ, σάρκόσ-Fleisch, Leib, Körper und φαγέω-fressen, essen, verzehren. Beiläufig sei noch erwähnt, daß in den Akten des, unter Kardinal Rauscher — nach einer sehr langen Pause — abgehaltenen Provinzialkonsils die eigene Vorschrift enthalten ist, daß die Friedhöfe keine Gartenanlagen seien (ne in modum horti etc.)

Wir haben bereits erwähnt, daß klimatische und lokale Verhältnisse auch in der hier besprochenen Sache maßgebend seien. So wird in gebirgigen, felsigen, holzarmen Gegenden, wo überdies beim Mangel von Verkehrsmitteln der Import von Brettern erschwert ist, die Bestattung in Särgen und in der Erde unausführbar. So wird beispielsweise in felsigen und holzarmen Gegenden des inneren Dalmatiens noch jetzt, im Sinne der eben zitierten josephinischen Verordnung, der Körper des Verstorbenen ohne Sarg in eine Höhle, welche da den Friedhof bildet, versenkt, und dann die Öffnung der Höhle mit Steinen hermetisch verschlossen. Bei mohamedanischen Bergstämmen herrschte wieder die Sitte, ihre Verstorbenen in der unmittelbaren Nähe der Wohnungen zu bestatten. So finden wir beispielsweise in Sarajevo fast in allen Höfen mohamedanischer Häuser Leichensteine, von denen die mit einem Turban gezierten die Ruhestätte einer Mannperson bezeichnen. Abbildungen von Menschengestalten auf derlei Steinen sind ihnen, so wie auch den Juden, aus religiösen Gründen verwehrt. Dagegen findet man oft auf Grabmälern orthodoxer Juden Abbildungen von Tieren, besonders Löwen, Hirschen, Tauben, sowie von Blumen, namentlich Rosen, welche auch zumeist auf die Namen der Verstorbenen hindeuten sollen; auch eine Sonderart redender Wappenbilder. — Noch einer Sache, mit deren Untersuchung man sich jetzt beschäftigt, sei da gedacht, nämlich der, in Ostfriesland, Nordfriesland und Jütland gemachten, und von Prof. Maßtorf in Kiel besprochenen Funde von sogenannten Moorleichen, welche wahrscheinlich Opfer des alten strafrechtlichen Gerichtsverfahrens (des II. bis IV. Jahrh. nach Chr.) waren. Schließlich sei noch bemerkt, daß während des Grassierens ansteckender Krankheiten die, auf besonderen Pestfriedhöfen, gewöhnlich unter Anwendung von ungelöschtem Kalke, angelegten Massengräber die Begräbnisstätte bildeten. In Kriegszeiten wurde das Schlachtfeld zum Friedhofe; bei großen Seeschlachten war es für die meisten Gefallenen das Meer. — Die särgelose Bestattung war und ist noch bei vielen, besonders orientalischen Völkern

üblich. Eine Art Gegensatz dazu bilden die plumpen, hölzernen, chinesischen Riesensärge, deren Größe — nach Fred Sicherer — mit dem Range und dem Reichtume des Verblichenen wächst, und deren Gewicht oft 5 bis 7 Zentner betragen soll. — In die Särge wurden — und werden mitunter noch jetzt — Amulette, Waffen, Geschmeide und ähnliche Ziergeräte gelegt, und diese Gegenstände bildeten oft sehr schätzbare Belege zur Kulturgeschichte der Völker.

Auch die alten Griechen haben sich in der hier besprochenen Richtung vor anderen Völkern ausgezeichnet, sowohl was die Gesundheitspflege anlangt, indem sie, die Spartaner voran, sehr viel auf gymnastische Übungen aller Art gaben, ja ihren periodisch wiederkehrenden, sogenannten olympischen Spielen die Bedeutung von Nationalfesten beimaßen; wie auch im Bezuge auf die Krankenpflege. Die griechischen Asklepiaden (Ärzte) — nach altgriechischer Auffassung Nachkommen des Halbgottes, des Heros Asklepios (Äsculap) — standen in hohem Ansehen. Ursprünglich betrieben sie die, ihnen von ihrem Ahnherrn überlieferte, medizinische Wissenschaft auf der Insel Kos als Geheimwissenschaft, und bildeten einen besonderen, mehrfach privilegierten Stand, zu dem, unter anderen berühmten Heilkünstlern, auch Hypokrates der zweite, der berühmteste von acht Ärzten gleichen Namens, sowie der große Arzt und Weltweise Aristoteles und dessen späterer Ausleger Galenos gehörten. Sie waren es auch, welche die meisten Spitäler in Griechenland gründeten, die sie Nosokomien nannten, wiewohl auch ihre Xenodochien (eigentlich Fremdenherbergen), Gerontokomien (eigentlich Greisenasyle) und Orphanotrophien (eigentlich Waisenhäuser) sich nebenbei mit der Krankenpflege befaßten. Alle diese Namen wurden auch von der christlichen Kirche adoptiert, was leicht aus den kirchlichen Schematismen zu ersehen ist. Mit besonderer Vorliebe bauten die Griechen ihre Spitäler auf Inseln, was aus dem früher Gesagten erklärlich ist. Von den griechischen Inselspitälern erfreute sich besonders die, auf der Insel Delos angelegte Gebäranstalt eines weiten Rufes. Die Griechen waren es auch wohl, die zuerst besondere Krankenhäuser für ihre Sklaven errichteten. Die griechische, medizinische Terminologie ist noch heutzutage im allgemeinen Gebrauche.

Die alten Römer die überhaupt von den Griechen vieles entlehnten (so namentlich auf dem Gebiete der Philosophie, Rhetorik und Rechtswissenschaft, wie denn auch später in der römisch-christlichen Kirche die Ausdrücke für die wichtigsten dogmatischen und hierarchischen Begriffe fast ausnahmslos griechisch und nur latinisiert sind). So hatten auch die Römer die griechische medizinische Terminologie größtenteils akzeptiert, und griechische Ärzte (neben griechischen Philosophen, Rechtgelehrten, Rhetoren und Theologen) waren in Rom hochangesehene und einflußreiche Persönlichkeiten. Bei manchen sanitären Institutionen waren die Römer aller Wahrscheinlichkeit nach Nachahmer der Griechen. So wurden auch von den Römern die meisten Krankenhäuser in der Nähe von Asklepiostempeln, lateinisch Äskulaptempeln, erbaut; so erfolgte wohl die Anlage eines besonderen Krankenhauses für kranke Sklaven — in der Nähe des Asklepiostempels auf der Tiberinsel — nach griechischem Muster. Selbst die von den Römern zu beiden Seiten der Stadttore Roms angelegten Fremdenherbergen erinnern an die griechischen Xenodochien oder Xenokomien. Und doch ist es ein römisches Wort, welches in ganz Europa die Runde machte, und womit jetzt fast in allen zivilisierten Sprachen ein Krankenhaus bezeichnet wird. Es ist das, gerade für uns wichtige Wort Spital, eine Abkürzung von Hospital. Denn die eben erwähnten römischen Fremdenherbergen, welche sich nach und nach in eigentliche Krankenhäuser umwandelten, nannten die Römer hospitalia oder hospitia — von hospes, Fremdling, Gastfreund. So wurde jenes Wort populär, umsomehr da mit der Zeit, als die Römer zur Weltherrschaft gelangten, auch ihre Sprache Weltsprache, dann Kirchensprache und Gelehrtensprache wurde, wie dann auch die medizinische Wissenschaft, neben griechischen, auch lateinische technische Wörter in ihre Terminologie aufgenommen hat.

In der mosaischen Gesetzgebung weisen die Sanitätsgesetze einen ausgeprägten religiösen und nationalen Charakter auf. So die Vorschriften über gewisse periodische Reinigungen und Waschungen des Körpers, der Wohnungen und Wohnungsgeräte, über die Circumcisio, über Katamenien, über den Haarwuchs, so die Verbote des Genußes bestimmter Speisen sowie des Blutes der Tiere u. ä. Die Priester — wie schon erwähnt aus dem Stamme Levi — überwachten da die strenge Einhaltung aller dieser Vorschriften. Besonders strenge aber überwachten sie die Aussätzigen und waren verpflichtet, deren Zelte oder Wohnungsmauern, deren Geräte, Kleider und Schlafteppiche zu inspizieren, und die Reinigung aller dieser Utensilien — nach einer besonderen Instruktion und genau einzuhaltender Methode — vornehmen zu lassen. Jeder Aussätzige mußte sich bei seiner Erkrankung sowie bei seiner Genesung beim Priester melden, was wieder mit gewissen darzubringenden Opfern zusammenhing. Auch wurde die Beseitigung von Exkrementen aller Art und von Tierkadavern, die zu Opfern ungeeignet erschienen, aus dem Lager, beziehw. aus der Stadt, von der Priesterschaft sorgfältig überwacht. So wie die indischen Brahminen den heiligen Fluten des Ganges manche Heilkräfte zuschrieben, so hatten auch die Israëliten in Jerusalem ihren, jetzt beseitigten, heilbringenden Teich, Bethesda, und glaubten an die reinigende Kraft der Gewässer des Jordanflusses. Beiläufig sei noch erwähnt, daß selbst in dem unduldsamen Mittelalter semitische Ärzte bei vielen Christen, mitunter auch bei Regenten und Kirchenfürsten, wohlgelitten waren und als personae gratae behandelt wurden.

Wenn wir uns jetzt eines chronologischen Fehlers schuldig machen und schon hier Einiges über mohammedanische, in unsere Materie einschlägige, Verhältnisse bringen, da doch die mohammedanische Religion erst vom siebenten Jahrhunderte der christlichen Äera datiert, so geschieht das aus zwei Gründen. Erstens weil wir die sanitären Verhältnisse der semitischen Mohammedaner im unmittelbaren Anschlusse an die ihrer semitischen Verwandten, das ist der Juden, besprechen wollen, und zweitens, um in dieser kurzen Rundschau die Reihe der nicht-christlichen Völker nicht zu unterbrechen und uns dann vornehmlich mit den christlichen medizinischen Institutionen beschäftigen zu können. Im Koran finden sich nur ziemlich spärliche sanitäre Vorschriften, und diese haben zumeist einen religiösen Anstrich und ähneln sehr den jüdischen; so die Vorschriften über die Circumcisio, das Weinverbot, die Verbote des Genußes mancher Speisen, einiges über den Aussatz, über periodische Waschungen u. d. Der Geistlichkeit wird auch da ein entsprechendes Überwachungsrecht eingeräumt. Die mohammedanische Bevölkerung bekundete im allgemeinen ein recht geringes Interesse für medizinische Fragen, und nur die semitischen Mohammedaner, nämlich die Araber, machten da eine glänzende Ausnahme, denn sie befaßten sich eifrig mit medizinischen Studien, und arabische Ärzte spielten durch Jahrhunderte, besonders auch in Spanien, eine hervorragende Rolle. Dagegen stand man in den meisten Ländern mit türkischer Oberherrschaft derlei Fragen apatisch gegenüber. Das Menschenleben und die Menschenwürde, Männer- und Frauenwürde, wurden da recht geringe eingeschätzt, und die scheußlichsten Menschenverstümmelungen waren hier an der Tagesordnung. Die so oft angestaunte stoische Gleichgiltigkeit dieser Orientalen gegen Todesgefahr, hing wohl auch mit der fatalistischen Auffassung des mohammedanischen Kismet zusammen. Die türkischen sanitären Maßregeln waren bis in die jüngste Zeit hinauf — sit venia verbo — ein Hohn auf derlei Maßregeln in zivilisierten Ländern. Als Ärzte traten da, neben Semiten, Juden und Arabern, auch „Franken“ und Griechen recht zahlreich auf. Hoffentlich wird jetzt in der verjüngten Türkei auch in dieser Hinsicht eine Wendung zum besseren eintreten. So wird jetzt in Konstantinopel die Hundebill ausgeführt, das Kanalisations- und Straßenreinigungssystem verbessert, und überhaupt die Gesundheitspolizei strenger gehandhabt.

Das Christentum ist der Sieg des Altruismus, und die christliche Auffassung der Krankenpflege, als eines Ergebnisses christlicher Nächstenliebe, eine wahrhaft erhabene.

Christus (die griechische, dem hebr. Messias und deutsch. Gesalbter entsprechende, jetzt allgemeine Bezeichnung Jesus, des Herrn) hat in seinem Testamente, dem „Vater unser“, das Christentum auf Gottes Vaterliebe und der Menschen Bruderliebe aufgebaut. Befragt, Meister, welche sind die wichtigsten Gebote, antwortet Christus: Es gibt deren zwei; das erste lautet: Liebe Gott aus allen deinen Kräften, und das zweite ist diesem gleich: Liebe deinen Nächsten; in diesen zweien ist alles enthalten. Denn wie kannst du Gott, den du nicht siehst, lieben, wenn du deinen Nächsten nicht liebst. Und so hinterließ Christus seinen Jüngern die Lehre: Liebet einander; liebet nicht nur eure Freunde, denn das tuen auch die Heiden, aber auch euere Feinde, daran wird man erkennen, daß ihr Christi Jünger seid. Was ihr dem geringsten dieser (das Wort deutet auf Kranke, Arme, Hungernde u. s. f. hin) erwiesen, habet ihr mir getan. Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen. Ich will Barmherzigkeit nicht Opfer. Christi Heidenapostel, Paulus, hat in dem Sendschreiben an die Korinther (Kor. I. 13) über den Wert der Nächstenliebe alles gesagt, was sich denkbar darüber sagen läßt — und der Lieblingsjünger Christi, Johannes, hat das alles in dem kurzen, aber erhabenen Ausspruch zusammengefaßt: „Gott ist die Liebe“. — Mag die Auffassung des Christentums auch verschieden sein, eines steht unerschütterlich fest, nämlich: daß diese Lehren Christi, des personifizierten Altruismus, unterschätzen oder gar verleugnen zu wollen, ein eben so eitles als ruchloses — weil die edleren Gefühle der Menschheit schwer verletzendes — Unterfangen wäre.

Im alten Testamente lesen wir schon das bedeutsame Wort: Ich, Jehovah, bin euer Arzt — und Jesus Christus, als wahrer Heiland, heilte nicht nur die Wunden der Seele, aber auch die Wunden des Körpers, wovon wir in den heiligen Schriften so viele Belege finden. Hier sei nur auf eine Stelle der Evangelien hingewiesen. Als Simon Petrus, der erste Papst, zur Verteidigung Christi das Schwert zog, verwies ihm das der Stifter der Kirche nachdrücklichst und heilte die Wunde des verletzten Schergen der Häscherbande. In der herrlichen Parabel vom barmherzigen Samariter lehrt Christus, daß beim Ausüben von Werken der Barmherzigkeit konfessionelle und nationale Bedenken zurückstehen müssen. — In Betätigung dieses praktischen Christentums, in diesem christlich sozialen Geiste, wirkt noch immer einer der verdienstvollsten geistlichen Orden, nämlich der Orden der barmherzigen Brüder und Schwestern. Hier sind wohl die Worte christlich-sozial wahrlich nicht mißbräuchlich angewendet.

Im Geiste der Lehre Christi hielt die christliche Kirche durch alle Jahrhunderte ihres Bestandes diese, sie so ehrende, Mission auf dem Gebiete der Krankenpflege hoch, und wirkte da mit wohltätigstem Erfolge. Auf diesem Ackergrunde, dem der Stifter der Kirche seine besondere Fürsorge widmete, pflanzten — nach den Worten der Schrift — die einen, die anderen begoßen, und Gott gab das Gedeihen. Vorerst befaßten sich mit der Kranken- und Armenpflege die Diakonen, und das Institut der (laïsirten) Diakonissinnen hat sich, besonders in den protestantischen Ländern, bis auf den heutigen Tag erhalten. Dann nehmen auch die Konzilien diese Sache in die Hand, und in Ausführung der einschlägigen Konziliarbeschlüsse beginnen die Bischöfe mit dem Baue von Spitälern. So entsteht im IV. Jahrhunderte der christlichen Ära das vom Bischofe Basilius dem Großen in Cäsarea erbaute Spital und Armenhaus, das Basileion, die Basiliade, das großartigste Hospital jener Zeit, so wie das nicht minder ansehnliche, vom Bischofe Johannes Chrysostomos in Konstantinopel gegründete, und gleichzeitig mehren sich die Hospitale in Rom und Umgebung in rascher Reihenfolge. Die ersten christlichen Kaiser beschützten solche Unternehmungen und förderten sie mit wahrhaft kaiserlicher Munifizenz. Sie ernannten zuerst in Konstantinopel zahlreiche Hofärzte, die sogenannten Archiatri palatini, die zu den ersten Hofwürdenträgern zählten, und dann für die griechisch-römischen Provinzen besondere Staatsärzte, Archiatri populares. Diese bildeten in den einzelnen Städten besondere privilegierte Kollegien, und jedem solchen Kollegium — Ordo Archiatrorum — ward die Verpflichtung auferlegt, die Privatärzte zu überwachen, und sich mit der Erteilung des Unterrichtes in den medizinischen Wissenschaften zu befassen. So entstanden die ersten christlichen, medizinischen Lehranstalten — und zwar zumeist im Orient. — Seit dem achten Jahrhunderte beginnen aber auch die Benediktiner in Salerno — auf der Grundlage griechischer und arabischer medizinischer Schriften — sich dem Studium der Medizin zu widmen, und so entsteht im Westen Europas die erste, von Benediktinermönchen geleitete, christliche medizinische Hochschule, die berühmte Schola salernitana, deren Regimen sanitatis salernitanum im Mittelalter eine eben so weite Verbreitung fand als das Tegum des Griechen Galenos. — Inzwischen verzweigte sich der Orden der Hospitaliter, der barmherzigen oder Spitalbrüder und Spitalschwestern nach und nach in zahl-

reiche, männliche und weibliche, Vereine, die sich ihre besonderen heiligen Schutzpatrone erwählten, und sich dann nach deren Namen benannten.

So stößt man — von den Missionsanstalten, die sich mitunter auch mit der Krankenpflege beschäftigten, abgesehen — zu allen Zeiten der christlichen Ära und in allen Teilen unseres Erdballes, auf den höchsten Bergen wie in verborgenen Tälern, in den einsamsten Wüsteneien und in Weltstädten auf, von solchen Vereinen errichtete und geleitete Krankenhäuser und Hospize — ja, eben in Weltstädten, wie beispielsweise Rom, Paris, Wien, sind Namen wie: „Vatikanisches Hospital", „Bicètre" (französierte Umformung des Namens des Stifters dieser Anstalt als Spitals, des Bischofs Winchester), „Spital der barmherzigen Brüder in der Leopoldstadt" in jedermanns Munde.

Übrigens ist es ja bekannt, wie viele christliche Geistliche, regulares und säculares, sich sowohl als Ärzte wie auch als Naturforscher einen historischen Namen erworben haben. So bleibt beispielsweise unvergessen der Name des Abtes Tritheim, des bekannten Chemikers und einflußreichsten Lehrers des deutschen Reformators der medizinischen Wissenschaft Philipps von Hohenheim (in griechisch-lateinischer Übersetzung der Wörter „von" und „Hohenheim": Paracelsus), zu dem wir noch zurückkehren werden, da seine Reformen der bisherigen griechisch-arabistischen Heilmethode unbestritten von nachhaltiger Wirkung waren. Unvergessen bleiben auch die Namen zahlreicher anderer, noch viel bedeutenderer geistlicher Ärzte und Naturforscher. Es genüge hier nur an zwei berühmte geistliche Naturforscher und Zeitgenossen zu erinnern, welche durch ihre Erfindungen (von Explosivstoffen, Vergrößerungs- und Ferngläsern u. d.) auch ärztliche Zwecke bedeutend förderten und beide das gleiche Los teilten, vielfältig heftig angegriffen und verfolgt worden zu sein. Wir meinen da den Dominikaner und späteren Bischof von Regensburg, Albertus Magnus aus der Familie Bollstädt, und den Franziskaner Bacon (Roger). Noch seien da zwei Namen geistlicher Naturforscher genannt, der des berühmtesten Schülers der Krakauer Universität, Kopernicus, und der seines viel späteren Berufsgenossen, Secchi. Der geistliche Charakter schließt auch jetzt vom ärztlichen Berufe nicht aus, nur haben sich Geistliche beim Studium der Medizin und bei der Ausübung der ärztlichen Praxis, besonders der Chirurgie, den, ihnen durch das kanonische Recht auferlegten, Beschränkungen zu fügen.

Aber auch das christliche Laienelement beteiligte sich seit jeher an der Ausübung der Krankenpflege und an Gründungen von öffentlichen und privaten Krankenhäusern aufs eifrigste. So waren es beispielsweise Laien, nämlich Kaufleute aus Amalfi, welche im Jahre 1048 an der Wiege des Christentums, in Jerusalem, am Grabe Christi, eine Kirche und ein Spital gründeten, aus welchem später der erste geistliche Ritterorden hervorging.

Seither mehrte sich die Zahl der, von Geistlichen und Laien, von Christen und Nichtchristen gestifteten Spitäler unaufhörlich ins Immense, und die einzelnen Gemeinden begannen die Errichtung eines Spitales in ihrem Sprengel als eine ihrer Hauptaufgaben anzusehen. So entstanden nach und nach Spitäler aller Art, allgemeine und besondere; besondere für Männer, gynäkologische für Frauen, Findlingshäuser, Kinderspitäler und Säuglingsheime für Kinder. — Mitunter gründeten die an einem ausländischen Orte Weilenden, in diesem Orte ihres Aufenthaltes, besondere Spitäler für Angehörige ihrer Konfession oder Nationalität. Mit dem Auftauchen einer neuen Krankheit entstanden neue Spitäler für die von dieser Krankheit Befallenen. Hier nur einiges hierüber. Als zur Zeit der Kreuzzüge, die, von Palästina nach Europa heimkehrenden, Kreuzfahrer und Pilger die Aussatzkrankheit hier einschleppten, entstanden besondere Leprosarien, das ist ausschließlich für Aussätzige bestimmte Siechenhäuser, deren Zahl sich merkwürdigerweise rapid in die Tausende vermehrte, und die später den sogenannten Georgsspitälern Platz machten. Dasselbe wiederholte sich beim Aufkommen der Lustseuche. Dann entstanden auch besondere Lupusheilstätten, Lupusheime, Tuberkulosenheime u. d. Zu Pestzeiten entstanden wieder besondere Pesthäuser und sogenannte Quarantaineanstalten. Geisteskranke wurden (ursprünglich in Folge des verdienstvollen Einflußes der Vormundschaftsbehörden und später auch der Staatspolizei) in öffentlichen und (besonders in England) privaten Irrenhäusern, Irrenheilanstalten und Irrenversorgungshäusern untergebracht und auch für unheilbar Kranke besondere Spitäler eingerichtet. Im Laufe der Zeiten entstanden auch besondere Spitäler für einzelne Stände, so — vormals, wie bereits erwähnt — für Sklaven, dann für Welt- und Klostergeistliche (Infirmarien), für Soldaten (Militärspitäler, Feldlazarete, fliegende Spitäler), für altersschwache Matrosen (Seehospize), für kampf- und arbeitsunfähige Krieger (Invalidenhäuser). Beiläufig wollen wir hier auf die, von Max Voß im Jahre 1890 veröffentlichte, kulturgeschichtliche Skizze der Entwicklung

des Invalidenwesens in den verschiedenen Zeiten und Ländern aufmerksam machen. Hieraus erfahren wir unter anderem, wie hochsinnig schon Alexander der Große für seine Invaliden sorgte, welch' großartige Militärinvalidenhospitale die Kaiser Konstantin der Große und Alexius Comnenus in Byzanz erbauten, und wie aus den, von den alten Römern in Deutschland angelegten Militär- und Militärinvalidenkolonien (Confluentia, Colonia Agrippina, Moguntia), blühende Städte — Koblenz, Köln, Mainz — hervorgegangen. Besonders interessant sind da die Aufschlüsse über die merkwürdigen Schicksale der Militärinvaliden in Deutschland, die bald als Klosterlaienbrüder, bald als Dorfschullehrer, ja sogar (namentlich die früheren Landsknechte) als Bettler und Räuber auftraten, und dann auch als Turm-, Park-, Flur-, Nacht-, Polizeiwächter u. d. verwendet wurden, bis schließlich das Invalidenwesen durch die einzelnen Landesgesetze in entsprechender Weise geregelt ward. — In Bergwerken und bei ähnlichen Unternehmungen bestehen besondere Werkspitäler (wie das ehemalige Raibler — traurigen Angedenkens), und in dringenden Fällen werden Notspitäler eingerichtet sowie transportable Krankenbaracken. So erzählt Friedrich Bieber in seinen Reiseerinnerungen (1894), daß in der afrikanischen, einst griechischen und jetzt italienischen, s. g. erythräischen Kolonie, in Massauah, ein uraltes Linienschiff schon jahrelang als Spital benützt wird. Beim Ausbruche von Caissonkrankheiten müssen wieder Kammern mit besonderen pneumatischen Caissonschleusen zur Regelung des Luftdruckes eingerichtet werden und dergleichen. — Die neugegründeten großartigen Spitäler (wie beispielsweise das Virchowsche Spital in Berlin) bilden oft einen Komplex von zahlreichen einzelnen Gebäuden, d. i. Pavillonen für die diversen Krankheiten sowie Nebengebäuden für die einzelnen Zweige der Spitalsverwaltung. So hat auch das neue Spital in Scheibbs zwei Dependenzen (den Isolierpavillon und das Beinhaus), und im Hauptgebäude selbst einen besonderen chirurgischen Pavillon sowie einen eigenen Andachtsraum.

Eben so verschieden wie die einzelnen Sanitätsanstalten sind es auch die Kategorien der an ihnen fungierenden sowie auch der externen Ärzte, sei es nach der Art ihrer Praxis und ihrer medizinischen Tätigkeit überhaupt, sei es nach der besonderen Stellung, die sie einnehmen. Im Allgemeinen sind sie entweder Amts- oder Privatärzte, Praktiker oder Theoretiker, Lehrer oder Forscher. Im Einzelnen unterscheiden sich, ihrer Stellung nach, die Privatärzte von den, bei Hof-, bei Staats- und Gemeindebehörden oder Sanitätsanstalten angestellten Amtsärzten (so Hof- und Leibärzte, Gesandtschaftsärzte, Sanitäts- und Medizinalräte, medizinische Hochschulprofessoren, Oberärzte oder Protomedici, dann Kreis-, Bezirks- und Oberbezirks-, Gerichts-, Gefängnis-, Polizei-, Schul-, Bauaufsichts- und Eisenbahnärzte, ferner Stadt-, Gemeinde- und Armenärzte, Militär- oder Feldärzte, in verschiedenen Abstufungen, Schiffsärzte, Spitalsärzte — als Direktoren, Primar-Hilfsärzte, Kurärzte in Bädern, Quarantaine- und Pestärzte u. d.). Privatärzte stellen sich oft auch in den Dienst von Privatunternehmungen, wie Fabriken (Fabriksärzte), Privatpensionen, Kongregationen, Hotele u. d., was oft auch Amtsärzten unverwehrt bleibt. Nach der Art ihrer ärztlichen Praxis unterscheidet man wieder Ärzte für diverse Krankheiten von Spezialärzten oder Spezialisten aller Art, die sich vorzugsweise nur mit der Heilung einzelner, innerer oder äußerer Krankheiten befassen, und von denen wir hier nur die Frauen- und Kinderärzte, die Chirurgen und Psychiatriker hervorheben wollen. Eine besondere Gruppe bilden die Tierärzte, besonders die Veterinäre. Im Hilfsdienste der Ärzte stehen wieder verschiedene zahlreiche Techniker, die sich mit der Herstellung der ärztlichen Instrumente, Apparate u. d. befassen, wie Apotheker, Präparatoren, Laboranten, Zahntechniker, Optiker und viele andere, dann das männliche und weibliche Pflegepersonal und die Hebammen. — Bei den vormals sehr erschwerten Verkehrsmitteln waren auch Reiseärzte als Krankenbegleiter sehr gesucht, von denen jedoch die reisenden oder fahrenden Wander-Marktärzte zu unterscheiden sind, die in früheren Zeiten mit großem und lautem Pomp auftraten (wie das — nach Fred. Sicherer — in China noch immer geschieht, während die Japaner alles aufbieten, um ihre medizinischen Institute — sowie auch viele andere — nach europäischer Art zu modernisieren), und zumeist declassierte Mediciner waren, oft aber bloße Charlatane; lesenswert darüber ist — meiner Ansicht nach — das interessante Buch des Franzosen Elie Berthet: Le Charlatan. Die mittelalterliche Benennung „Meisterärzte" ist nach und nach obsolet geworden, ebensowenig haben auch die eigenartigen holländischen Benennungen der Ärzte: Heilherren und Genesungsmeister in die deutsche Sprache Aufnahme gefunden, wogegen die Bezeichnung Physicus jetzt noch üblich ist.

Das 39. Kapitel Eccl. beginnt mit den Worten: Honora medicum propter necessitatem — Ehre den Arzt, damit du ihn habest, wenn es not tut. Und in der Tat ist das Leben und die Gesundheit des Menschen den Angriffen vieler Feinde ausgesetzt. Einerseits sind es die Elemente, wilde Tiere und traurige Zufälligkeiten, welche den Menschen bedrohen, anderseits werden derlei Gefahren durch boshafte und gemeingefährliche Menschen heraufbeschworen, insbesondere aber durch Kriege, die nicht nur auf dem Schlachtfelde morden, aber auch sehr oft Pest und Seuchen im Gefolge führen. Freilich greifen da die Menschen nach allen möglichen Abwehrmitteln und die gemeinsamen sozialen Bestrebungen zielen darauf ab, derlei Gefahren vorzubeugen oder wenigstens deren Folgen zu mildern, im ersten Falle durch technische Vorkehrungen aller Art, im zweiten durch Anwendung des Strafrechtes, und im dritten durch Beeinflußung der öffentlichen Meinung mit dem Hinweise auf den Richterspruch der Weltgeschichte. Aber in allen diesen Fällen können sich die Ärzte als besonders vertrauenswürdige Freunde und wahre Wohltäter der Menschen erweisen, indem sie nicht nur im Allgemeinen an allen jenen Abwehrbestrebungen mit Rat und Tat teilzunehmen, aber auch, eben als Ärzte, den einzelnen Verunglückten die ausgiebigste Hilfe zu bieten vermögen. — Übrigens forscht der gewissenhafte Arzt nicht nur nach der pathologischen Ursache der Krankheit seines Patienten, er berücksichtigt auch alle Nebenumstände, welche die Krankheit hervorgerufen oder gefördert haben. Findet er da, daß Kummer und Sorge den Patienten niederbeugen, so hat er möglicherweise oft das Mittel in der Hand, dessen Mutlosigkeit zu lindern oder zu beseitigen. Nur einen sehr gefährlichen Feind wird der Arzt nur schwer, oder gar erfolglos, bekämpfen, wenn er sich nicht seinen Patienten selbst zum Bundesgenossen in diesem Kampfe anzuwerben vermag. Es sind das die gesundheitsstörenden Leidenschaften des Patienten — denn hier ist nur sein guter Wille der geeignetste Heilkünstler und sein eigenes Gewissen der kompetenteste Richter.

In jüngster Zeit mehren sich zusehends die öffentlichen — oft mit fast märchenhaftem Komfort ausgestatteten, palastartigen — Krankenhäuser — so die Irrenanstalt in Steinhof, das Virchowspital in Berlin — sowie die, ebenfalls prachtvoll ausgestatteten Privatsanatorien, welche sich eifrigst bestreben, die, auf allen Gebieten wissenschaftlicher Forschung erzielten Errungenschaften im weitesten Umfange praktisch auszunützen. Daneben wächst auch immer mehr die Zahl von Kliniken aller Art, der Ambulanzen und Rettungsgesellschaften, der Krankenschutz- und Rekonvaleszentenheime, dann chirurgischer Operationspavillons, orthopädischer Massage- und Turnanstalten, der Institute für Sauerstofftherapie, der Inhalations-, Impfungs- und Immunisierungs-Institute, voran Pasteurs weltberühmtes Institut für Hydrophobe, wo mit Elektrizität, Röntgenstrahlen, Radium und Bazillen früher nie geahnte Erfolge erzielt werden.

So stützen sich die Wissenschaften wechselseitig. — Wenn wir noch die Krankenpflege in den verschiedenen Welt- und kleineren Kurorten, in den Seehospizen für Kinder und Erwachsene sowie in den zahllosen, mitunter in großem Stile angelegten Anstalten für See-, Fluß-, Sand-, Fango-, Dampf-, Luft-, Waldluft-, Licht- und Sonnenbäder erwähnen, so wird es nicht schwer fallen sich einen annähernd richtigen Begriff von der Zahl und Verschiedenartigkeit solcher Kranken- und Pflegestätten zu bilden. Doch damit ist nicht alles gesagt, und der bloße Hinweis auf die Zahl und die Mannigfaltigkeit der Krankenanstalten ist es nicht allein, der uns darüber beruhigen soll, daß sich unsere Generation über mangelhafte Krankenpflege nicht zu beklagen brauche. Um darüber genauer aufgeklärt zu werden, und um die ungeheure Bedeutsamkeit der jetzigen medizinischen Wissenschaft sowie der, von ihr angeregten, sanitären Wohlfahrtsanstalten gehörig würdigen zu können, müssen wir noch die diesfälligen erfolgreichen Vorgänge ins Auge fassen, die sich alle zumeist in die letztverflossenen Jahre zusammengedrängt haben.

Sie sind diverser Art, und, von verschiedenen Gesichtspunkten aufgefaßt, stellen sie sich uns entweder als hier einschlägige Gesetze, Verordnungen und überhaupt behördliche Maßregeln, oder als medizinische — oder wenigstens neben anderen auch medizinische Fragen erörternde — Kongresse, oder als hygienische Vorkehrungen und Präventivmaßregeln, oder als medizinische Forschungen, oder schließlich als, in das Gebiet der Hygiene fallende, Schulangelegenheiten dar.

In dieser Reihenfolge soll uns nun eine flüchtige Aufzählung derselben — und zwar mit besonderer Rücksichtnahme auf unsere vaterländischen Verhältnisse, gestattet sein. Wir heben also da hervor:

Die großzügig durchgeführte Organisierung des obersten Sanitätsrates in Wien und der Landessanitätsräte; die Bildung von Ärztekammern; die Ernennungen von Amtsärzten der verschiedenen, früher angedeuteten Kategorien; die Quarantaine-, Desinfizierungs- und Seuchenge-

setze; die gesetzliche Regelung des Apothekerwesens im Bezuge auf Konzessionen, Kontrolle, Taxenbemessung u. d. — Die jüngst an der Wiener Universität erfolgte Errichtung einer neuen Lehrkanzel für soziale Medizin, sowie die von der österreichischen Regierung gewährte Millionensubvention zum Neubaue eines Krankenhauses in Graz.

Die zahlreichen Vereinigungen von Ärzten zu besonderen Ärztegesellschaften. Die häufigen, sowohl internationalen als einzelnstaatlichen, medizinischen und tierärztlichen Kongresse, auf welchen brennende sanitäre Fragen diskutiert und die zweckmäßigsten Beschlüsse hierüber gefaßt wurden; so beispielsweise der, auf dem vorjährigen Budapester internationalen Ärzte- und Ärztinnenkongresse, nebst vielen anderen, gefaßte Beschluß: die Aufmerksamkeit der Großmächte auf die Gefahren der Einschleppung der Pest und Cholera zu lenken, welche Europa in Folge der Eröffnung der Hedschasbahn (Mekkapilgerbahn) bedrohen können; so die auf dem letzten Wiener tierärztlichen Kongresse getroffenen Maßregeln zur Vorbeugung von Krankheiten (Bekämpfung der Rindertuberkulose, Schlachtviehversicherung, Milchkontrolle, unschädliche Beseitigung von Tierkadavern u .d.) Außer den eben erwähnten seien hier noch folgende, im Vorjahre in Österreich abgehaltene Ärztekongresse angeführt: die in Salzburg im September stattgefundene Vollversammlung deutscher Ärzte und Naturforscher; der bereits früher in einer Note besprochene, im November in Wien abgehaltene Reichsverbandtag österreichischer Ärzte, sowie die Kongresse der Balneologen Österreichs, dann der österreichischen Amtsärzte und der Zahntechniker. Von vorjährigen ausländischen Ärztekongressen seien noch erwähnt: die Beratungen der Londoner Psychiatriker (früher mitunter auch Phrenologen und Kranioskopen genannt) über die Behandlung der Epileptiker, sowie die des internationalen Krankenpflegekongresses, der ebenfalls in London tagte. Auch im laufenden Jahre wurden bereits mehrere ärztliche Kongresse und Konferenzen abgehalten. So in Österreich, in Wien, die gemeinsame Tagung österreichischer und ungarischer pädiatrischer Ärzte (Kinderärzte), dann die Konferenz österreichischer Zahnärzte. Auch im Auslande sahen wir im laufenden Jahre sehr bedeutsame medizinische Kongresse zusammentreten, auf welchen auch österreichische Ärzte eine hervorragende Rolle spielten. So fand in Paris (März) der, durch den Präsidenten Fallières eröffnete, internationale Kongreß für Physiologie statt, auf welchem die österreichischen Ärzte Dr. Kolisko und Dr. Jellinek erschienen waren, und im April und August tagten die internationalen Kongresse für Schulhygiene. In Berlin wieder tagte der 6. Röntgen-Kongreß, wo der Wiener Arzt Dr. Aschner beifällige Vorträge hielt, und überdies ein chirurgischer Kongreß.

Von den mannigfaltigen Vorkehrungen auf dem Gebiete der Hygiene und Hygiastik seien da erwähnt: das k. k. hygienische Institut in Wien. Die Beschlüsse der vierten, im Vorjahre in Kanada stattgefundenen Generalversammlung des Frauenkongresses des Frauenweltbundes; namentlich müssen die, in der Kommission zur Förderung der Volksgesundheit gefaßten Beschlüsse über Säuglingspflege, Schulärzte, Tuberkulosenheime, Rekonvaleszentenhäuser, Anlage gesunder Wohnungen u. ä. mit gebührendem Danke hervorgehoben werden. Die Konferenzen über die Einschränkungen des Alkoholismus und die Haager Konferenzen über das Verbot des Opiumhandels. Die Kleiderkonservierungsunternehmungen zur Vermeidung der Ansteckungsgefahr. Die Bestrebungen zur Herstellung hygienischer Wohnungen, hygienischer Auswandererheime, hygienisch eingerichteter alpiner Schutzhütten, hygienischer Turnanstalten für Greise, Frauen und Kinder. — Die hygienischen Leistungen der orthopädischen Technik und der Zahntechnik. — Ja man beginnt sich bereits ernstlich mit der Hygiene des Sportes und der Aëronautik (Dr. Med. und Phil. Hermann von Schrötter), und in der Wiener Musikakademie auch mit der Hygiene der Stimme zu befassen. Gerechte Anerkennung verdienen auch alle jene Vereine, welche ähnliche Zwecke anstreben wie etwa der Wiener Verein für unentgeltliche hygienische Verpflegung Brustleidender auf dem Lande. Von den Pariser Kongressen für Schulhygiene war soeben die Rede.

Mit staunender Bewunderung erinnern wir da schließlich an die großartige Entfaltung der neuesten medizinischen Literatur, an die rapid wachsende Zahl einschlägiger bänderreicher Werke, medizinischer Broschüren und periodischer Schriften; an die verblüffenden Ergebnisse der wissenschaftlichen Arbeit der Ärzte und Naturforscher eben auf dem Gebiete der, zu medizinischen Zwecken erfolgten Naturforschung (Behring, Curie, Ehrlich, Koch, Lister, Pasteur, Röntgen); an die Millionenstiftungen für medizinische Forschung und überhaupt für medizinische Zwecke. Besonders zeichnen sich in unseren Tagen die Vereinigten Staaten Amerikas in dieser Hinsicht aus, und Amerika verdankt auch die Errichtung und die Erhaltung seiner Spitäler zumeist der

Munifizenz Privater. Ein amerikanisches Gepräge weiset selbst die neueste, zu Gunsten der Londoner Universität zu diesem Zwecke gemachte Alfred Beith'sche Stiftung, die sich würdig an die Stiftungen eines Carnegie, Nobel und anderer Millionäre, aber auch zugleich edler Mäcene, anreihet. Wenn man da überdies an die volkstümlichen medizinischen Universitätskurse, an die Fortbildungskurse für praktische Ärzte, an die, auch an den juridischen Fakultäten abgehaltenen Vorlesungen über gerichtliche Medizin und medizinische Polizei, an die, von der Wiener Rettungsgesellschaft veranstalteten Samariterkurse, an die Vorsorge für Findlingspflege, an die, in Wien im Jänner l. J. veranstaltete Enquête für die körperliche Erziehung der Schuljugend, an die hygienischen Turnkurse (selbst über rhytmische Gymnastik!), ferner an die, für Taubstumme und Blinde errichteten Schulen und Pflegestätten, sowie an die Vorsorge für die Erleichterung der Verbreitung von Blindenschriftbüchern denkt — so wird man wohl die obige Behauptung über das herrliche Aufblühen des medizinischen Zweiges der menschlichen Wissenschaft der Gegenwart gerechtfertigt finden. Sie wird auch durch den Umstand bestätigt, daß jetzt die Anstellung von Schulärzten immer rascher vor sich geht, und daß über Anordnung des österreichischen Unterrichtsministeriums vom Dezember v. J. an den staatlichen Lehrerbildungsanstalten — an denen bereits früher Dozenten für Somatologie und Hygiene wirkten — die Einführung des schulärztlichen Dienstes erfolgte, vorbehältlich der späteren Einführung desselben an den staatlichen Lehrerinnenbildungsanstalten. Das sei noch mit der Bemerkung ergänzt, daß auch seitens des, im Vorjahre in Troppau abgehaltenen Bundestages des österreichischen Frauenvereines an das gedachte Ministerium die Bitte um Bestellung von Schulärztinnen an Mädchenschulen gerichtet wurde.

Schon daraus, sowie aus dem früheren Hinweise auf den amerikanischen Frauen-Weltkongreß in Kanada, ist zu ersehen, wie lebhaft und eifrig sich jetzt auch Frauen mit hygienischen Fragen zu beschäftigen pflegen. Und in der Tat, wir würden uns einer tadelnswerten Retizenz schuldig machen, wenn wir die schönen Worte Schillers „Ehret die Frauen" nicht auch hier angewendet sehen wollten. Frauen waren stets und überall die zartsinnigsten, geduldigsten und aufopferndsten Krankenpflegerinnen. Sie waren es in Kriegszeiten auf den Schlachtfeldern, in Friedenszeiten bei grassierenden Krankheiten, und sind es auch jetzt. Die Schriften gewissenhafter Ethnographen und Kulturhistoriker, sowie die Aussagen berühmter Ärzte bieten uns hiefür ungezählte Belege. Nicht wenige, von Frauen bereitete Heilmittel, besonders Salben, fanden auch von ärztlicher Seite belobende Anerkennung. Schon abgesehen von jenen frommen, sich aus geistlicher Berufspflicht der Krankenpflege widmender Frauen, abgesehen von den Diakonissinnen- und ähnlichen Vereinen, abgesehen von den Berufshebammen, von den Franzosen bedeutungsvoll sages femmes genannt — wirkten edle Frauen seit unvordenklichen Zeiten in bescheidener Stille, im Kreise ihrer Familie und ihrer nächsten Umgebung als eifrige Samaritinnen äußerst wohltätig und ersprießlich. In abgelegenen Gegenden, bei den vormals so erschwerten Verkehrsmitteln, beim Ärztemangel, wurde so manche Schloßfrau ein wahrer Schutzengel armer Kranken. In manchen Familien erhielten sich solche menschenfreundliche Traditionen durch viele Generationen, von Mutter auf Tochter übergehend. Weite, beschwerliche Krankenbesuche waren da für diese edlen Seelen die reinste Herzensfreude, ihr schönster Sport. Ausgerüstet mit heilsamen Salben, mit einer labenden Speise, mit einem erquickenden Trunke, mit einem warmen Tuche und ähnlichen Utensilien — suchten sie mittellose, verschmachtende Kranke auf, um ihnen ihre milden Gaben zu reichen. Vorbildlich war da wohl für viele derselben eine opferfreudige Königstochter, die thüringische Landgräfin und Marburger Spitalsgründerin, die hl. Elisabeth, deren Andenken und Namen — nach sieben Jahrhunderten — auch von unserem Kaiser durch die Stiftung des Elisabethordens in so hochsinniger und pietätvoller Weise geehrt wurde.

Und doch muß man mit Bedauern konstatieren, daß gerade in Österreich Klagen laut werden über den empfindlichen Mangel an geschulten Krankenpflegerinnen, welche den stets steigenden Anforderungen der modernen Krankenpflege entsprechen könnten. Tatsache ist, daß Österreich auf dem bereits erwähnten, vorjährigen Londoner internationalen Krankenpflegekongresse offiziell nicht vertreten war. Nur zahlreiche Gründungen von besonderen Krankenpflegerinnenschulen, wie die Rudolfiner, können diesem Übelstande abhelfen, wodurch sich auch wohl unsere geistlichen Kongregationen, welche bisher so überaus verdienstvoll auf dem Gebiete der Krankenpflege gewirkt haben, veranlaßt fänden, dem Beispiele vieler ausländischer Kongregationen zu

folgen und der modernen Krankenpflege ein regeres Interesse entgegenzubringen. Denn jetzt, wo man schon so weit geht (vielleicht weiter als rätlich), daß bereits internationale Ärztinnenkongresse zusammentreten, wird auch ein entsprechender Fortschritt in der Schulung der Krankenpflegerinnen unausbleiblich.

An dieser Stelle können wir schließlich auch die Bestrebungen der Friedensliga und der Antiduell-Liga nicht mit Stillschweigen übergehen. Man braucht eben nicht von der Erhaltung des ewigen Friedens zwischen Völkern und Individuen zu phantasieren, kann aber doch in den, immer entschiedener vermittelnden Ehren-, Friedens- und internationalen Schiedsgerichten eine annehmbare Garantie für die vorsichtigere Anwendung blutiger Gewaltmitteln erblicken, zumal so gewichtige Männer sich dafür einsetzen, die Geltung des alten, entmutigenden Satzes „die Geschischte der Menschheit ist mit Blut geschrieben" aus unseren sozialen Verhältnissen und Beziehungen immer mehr zu eliminieren. Zudem die jetzt so üppig sprießende Friedens-Literatur!

Aus dieser kurzen Rundschau dürfte also ersichtlich werden, wie zahlreiche Faktoren mit den mannigfaltigsten Mitteln zusammenwirken, um den Wahlspruch: mens sana in corpore sano zur möglichst vollständigen praktischen Geltung zu bringen.

Da wir vor allem die Gegenwart ins Auge zu fassen haben, so können wir da nicht ausführlicher auf die düsteren Schamanenzeiten und jene Phasen der Entwickelungsgeschichte der Medizin zurückkommen, als sich Aberglaube, Zauberei, mystisch-kabbalistische, alchymistische und astrologische Schwärmereien in das Gebiet der medizinischen Wissenschaft einzudrängen versuchten, und wollen nur noch ganz kurz bemerken, daß die Zeiten keineswegs so ferne zurückliegen, als in vielen Ländern — selbst in Kulturländern wie England, die Vereinigten Staaten Amerikas — die Kontrolle über die ärztliche Praxis, sowie das Apothekerwesen, eine recht laxe war, und das Kurpfuschertum gar lustig fortblühte. Wunderdoktoren und Quacksalber aller Art, Charlatane mit weitklingenden Namen, Wender, Besprecher, Gesundheitsbeter, Bader, südländische Aderstecher, Stufajuoli und Etuvisten, slavische Wróżbitas, schlaue Ausbeuter des Magnetismus, Mesmerismus, Hypnotismus und Somnambulismus — waren da gar gewichtige Persönlichkeiten — wobei jedoch keineswegs geleugnet werden soll, daß so manche „Bader", „Bauern- und Hirtendoktoren" sich durch reiche Erfahrung und wohlwollende Gewissenhaftigkeit bei der Behandlung schwerkranker Menschen, beziehungsweise Tiere, ausgezeichnet haben. — Jetzt ist man da viel strenger, und selbst graduierte Doktoren der Heilkunde müssen sich, wenn sie im Auslande ruhig praktizieren wollen, eine förmliche Bewilligung der örtlichen Behörden erwirken, es wäre denn, daß zwischen den betreffenden Staaten ein Rezipropitätsverhältnis stattfände. So ist auch jetzt die Kontrolle des Apothekerwesens, und überhaupt des Verkaufes von Heilmitteln, viel strenger als vormals, und noch jüngst wurde in der vorjährigen Dezembersession unseres Reichsrates der Dringlichkeitsantrag gestellt, daß die Erzeugung, der Verkauf und die öffentliche Anpreisung schwindelhafter Heilmitteln im gesetzlichen Wege bekämpft werden möge.

Da die Heilkunde auf dem Empyrismus fußt, so wird es erklärlich, daß im Laufe der Zeiten verschiedene Heilmethoden mit einander abwechselten, wie etwa die hypokratische Heilmethode mit der galenischen, arabistischen, salernitanischen, später mit der Brown'schen und mit anderen Kurmethoden — wiewohl manche Kurmethode nicht eben auch die richtige Heilmethode war. Jedenfalls ist mit dem bereits erwähnten Paracelsus eine bedeutende Wandlung in der bisherigen Heilmethode eingetreten. Ihm gebührt unbestritten das Verdienst, einerseits den chemisch-metallischen Heilmitteln eine größere Verbreitung erkämpft, und anderseits die bislang, besonders bei inneren Krankheiten, üblich gewesene Häufung und komplizierte Überladung der Medikamente erfolgvoll bekämpft zu haben. — Am 17. Dezember 1894 waren es 400 Jahre seit Phil. Theophrastus Bombastus Paracelsus von Hohenheim das Licht der Welt erblickte, und damals veröffentlichte Gottfried Pfeuffer, mit Zugrundelegung der Schrift Professors Dr. Marx, „Zur Würdigung des Theophrastus von Hohenheim" ein, mit dem Portrait und der Abbildung des Grabmals des Paracelsus verziertes Gedenkblatt, welches ich hier benütze und in dem sehr anziehende Aufschlüsse enthalten sind über das Wirken jenes genialen, uneigennützigen, aber auch eitlen Arztes und medizinischen Schriftstellers, der ruhelos fast ganz Europa durchwanderte, und, von Gerichten und seinen Berufsgenossen angefeindet, endlich in Salzburg, beim dortigen Erzbischofe Ernst, Pfalzgrafen bei Rhein und Herzog in Bayern, seinen Gönner und väterlichen Beschützer fand und auch dort, 48 Jahre alt, seine ruhm- und leidensvolle Laufbahn beschloß. —

So viel steht fest, daß in demselben Maße, als sich Ärztevereine organisierten, als der Fernverkehr erleichtert, und die Presse — und somit auch die öffentliche Kontrolle — einflußreicher wurde, auch die falsch nachgeäfften bombastischen Manieren der Ärzte den Kranken gegenüber immer mehr schwanden, und daß anderseits, seit Paracelsus, die Heilmethode — im Gegensatze zur früheren oft maßlosen Cumulationsmethode — sich durch eine immer offenkundigere Vereinfachung auszuzeichnen begann. Simplex veri sigillum wurde da später der Wahlspruch des berühmten Arztes Boerhave. — Ich erinnere mich noch stets an die beliebte Maxime meines verstorbenen Universitäts- wenn auch nicht Fakultätskollegen, des Nestors der Krakauer Schule, Prof. M. Dr. Dietl, und die war: möglichst genaue Diagnose, möglichst einfache Heilmethode (ściste badanie, proste leczenie); eine Maxime, die in der Gegenwart sehr viele Anhänger zählt. Übrigens kann es nicht wundernehmen, wenn selbst gleichzeitig mehrere Heilmethoden sich wechselseitig ergänzen, oder wenigstens nebeneinander bestehen, wie wir denn auch jetzt von einer allopathischen, homöopathischen, Prießnitz'schen, Schrott'schen, vegeterianischen Naturheilmethode u. a. sprechen hören, und oft mit besonderer Vorliebe für eine derselben. Eines nur wäre da wünschenswert, nämlich, daß keine dieser Methoden durch absolute Einseitigkeit in eine Mißachtung des Gesamtergebnisses wissenschaftlicher medizinischer Forschung ausarte. Zur Geschichte der verschiedenen Heilmethoden bringen auch die jetzt emsig betriebenen anthropologischen und ethnographischen Forschungen interessante Beiträge, so die neuesten Dr. Pöchs über das, bei den Buschmännern übliche Stirnimpfen, über eine Art von Ärztetanz als Heilmittel u. d.

Die ars medendi, die Arzneikunst, ist die Kunst (ars; artista, daher Arzt, Aerzte, Ärzte), den, von der Schöpfung für den Menschen festgesetzten, natürlich-normalen, aber irgendwie gestörten Zustand, durch die Beseitigung der Ursache dieser Störung, möglichst wieder herzustellen. (Selbstverständlich gilt dasselbe von der Tierarzneikunst im Bezug auf die Tiere.) Daher hat die Ansicht, daß die medizinische Wissenschaft den Naturmenschen in einen Kunstmenschen verwandle, vieles von einem Paradoxon an sich. Richtiger wird wohl folgender Ideengang sein: wenn schon der Schauspieler, der natürlich spielt, der Maler, der natürlich malt, auf den Gebieten ihrer Kunst die höchsten Erfolge erzielen — so wird auch der Arzt auf dem Gebiete seiner Kunst um so erfolgreicher wirken können, jemehr er der Natur ihre Lehren und Gesetze abzulauschen vermag.

Die ars medendi ist aber eine sehr ernste und schwere Kunst; sie ist eine weitumfassende theoretische und praktische Wissenschaft, von der man wohl sagen kann: dies diem docet et nox nocti indicat scientiam (das beweisen beispielsweise die jetzigen ernsten ärztlichen Studien der Gewerbekrankheiten); sie ist es umsomehr, als sie eben die ganze Natur und ihre Gesetze ins Auge zu fassen hat; daher der enge Zusammenhang der Arzneiwissenschaft mit allen Zweigen der Naturwissenschaft.

∘ ∘ ○ ○ ◎ ○ ○ ∘ ∘

Doch kehren wir von dieser, wie ich fürchte, über Gebühr weiten, weil uns bis nach Indien und Ägypten führenden Excursion, wieder nach unserem Österreich zurück, und da werden wir durch die erhebende Wahrnehmung erfreut, wie das sechzigjährige Regierungsjubiläum Seiner Majestät des Kaisers den Anlaß gab zu so zahlreichen Gründungen philanthropischer Anstalten, Stiftungen und Vereine, die jetzt ihr wohltätiges Wirken werden ungestört entfalten können.

Hier, nach dieser Besprechung des Altruismus auf dem — vornehmlich die Krankenpflege betreffenden — Gebiete der Wohltätigkeit, fühlen wir uns veranlaßt, noch eine kurze Bemerkung über den Altruismus auf politischem Gebiete einzuflechten. Wir wollen sie aber mit dem Ausdrucke der Hoffnung einleiten, daß das jüngst in Amerika so plötzlich aufgetauchte Losungswort „Weiße gegen Schwarze“, so wie auch alle diesem ähnliche destruktive Devisen, mitsamt allen ihren düsteren Konsequenzen, dort ebenso rasch verschwinden werden — umsomehr, als ja jetzt so manche Anzeichen darauf hinzudeuten scheinen, daß der Altruismus auch auf das politische Gebiet immer mehr hinüberzugreifen beginne.

Die ernste Würdigung des menschenfreundlichen Momentes im politischen Ringen wird vielleicht mancher — von dem Grundsatse ausgehend „Meines Gegners Gedeihen ist mein Verkümmern“ — zu ideal, zu einseitig, oder gar spottweise, zu weichlich nennen — immerhin; jedenfalls ist aber auch auf dem politischen Gebiete die menschenfreundliche Auffassung edler, ja oft auch zweckdienlicher und nachhaltender als die menschenfeindliche, den Gegner verachtende; nämlich dann, wenn sich beide politischen Gegner die erstere zu teilen bestreben.

Was insbesondere unser Österreich anlangt, so haben wir in dieser Schrift versucht darzutun, wie ernst sich unsere zahlreichen altruistischen Vereine um die Hebung der Krankenpflege und Volkswohlfahrt bemühen, und wollen nur noch den, wahrscheinlich von vielen geteilten, Wunsch aussprechen: Mögen diese Kundgebungen ihres friedlichen Wirkens uns gewissermassen den Ersatz bieten für so mancherlei Übel, die uns von anderwärts bedrängen. Wir meinen da die, großenteils durch selbstsüchtiges Strebertum und maßlos-agitatorischen Chauvinismus heraufbeschworenen, nationalen und konfessionellen Wirren, die in letzter Zeit unseren inneren Frieden in so empfindlicher Weise gestört haben.

Möchte es da — ohne immer chauvinistische und konfessionelle Motive auf unseren politischen Markt zu tragen und sie dort auszubeuten — möglich werden, dem Altruismus bei uns auch auf politischem Gebiete eine größere Geltung zu verschaffen, im Sinne jener schönen Worte: Alter alterius onera portate et sic adimplebitis legem Christi (Galat. VI. 2), und der noch eindringlicheren: Mit Sanftmut, mit schonender Nachsicht ertrage Einer den Anderen in Liebe (Ephes. IV. 2)! Beati pacifici!

So wäre wenigstens den Kämpfen, in die wir gedrängt wurden, das Gift der Verbitterung entzogen, die öffentliche — alllen österreichischen Staatsbürgern ihr Recht auf religiöse, sprachliche und nationale Entwicklung garantierende — Ethik der Gesetzgebung durch die private Moral redlicher und besonnener Patrioten gestützt und gefördert, und so die Möglichkeit der Verwirklichung des, von allen Gemäßigten und Vorurteilslosen ersehnten, Ideals näher gerückt, nämlich des Ideals — Österreich ein Reich friedlicher Versöhnung und wechselseitiger Duldung nennen zu können.

Denn nur Eintracht macht stark, und die Stärkung der Macht des gemeinsamen Vaterlandes liegt ja auch im eigenen Interesse der Völker Österreich-Ungarns, die durch die unerbittliche Logik historischer Ereignisse auf ein dauerndes Zusammenleben miteinander angewiesen sind. Denn gerade hier, wo es sich um gemeinsame Interessen des tagtäglichen Lebens, um dauernd unausweichliche Berührungen auf jedem Schritte und Tritte handelt, wäre die unablässige Anwendung der, ihrem inneren Werte nach überhaupt dubiösen, Maxime „si vis pacem para bellum“ ein — um nicht mehr zu sagen — bedauernswerter Mißgriff, zumal im laufenden, für Österreich so bedeutsamen, Jahre. Soll denn eben jetzt, in der Ära internationaler Bünde und Verbrüderungen, nur im österreichischen Völkerkonglomerate das Prinzip nationaler Exklusivität und zentrifugaler Tendenzen das allein richtige — und mit allen früheren Traditionen gänzlich gebrochen sein? Wollen wir also viribus unitis weiter an der Besserung unserer inneren Politik arbeiten, wollen wir da, wie das Sprichwort sagt, unser Leben einsetzen um unser Leben zu erhalten; geben wir die Hoffnung auf eine günstigere und friedlichere Gestaltung der Dinge nicht auf, denn mit Apathie wird nichts erreicht, mit Pessimismus Großes nie geschaffen.

Erfreuen wir uns indes des friedlichen Wirkens unserer zahlreichen humanitären Institute, denn sie sind uns Beweis gesunder, richtiger Auffassung des Altruismus, und Österreich darf sich wahrlich beglückwünschen, in der Person seines gütigen greisen Monarchen — von dem die schönen Worte stammen: „die gegenseitige Liebe Meiner Völker ist Mein größtes Glück“ — einen so erhabenen Förderer des Altruismus in seinem Reiche verehren zu können, der — wie wir das auch im laufenden Jahre zu beobachten vielfach Gelegenheit haben — humanitäres Wirken in so entsprechender Weise anzuerkennen pflegt.

Heil also, und nochmals Heil allen wohltätigen Stiftungen!

Zu diesen gehört auch die neueste Stiftung in Scheibbs — das allgemeine Scheibbser Krankenhaus.

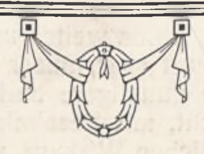
Hoffen wir, daß Gottes Segen auf diesem Hause ruhen werde.

Dank Allen, die zu diesem schönen Werke mit Rat und Tat beigetragen haben und auch Andere zum Mitwirken aufmuntern und aneifern.

Und nun zum Schlusse sei es mir noch gestattet den Wunsch auszusprechen, daß es den künftigen Pfleglingen dieses, durch gemeinsame Arbeit edler Menschenfreunde erstandenen, Hauses vergönnt sein möge, dasselbe — zur Freude ihrer Mitbürger — in möglichst überwiegender Mehrzahl, mit gestärkter Körperkraft und frischem Lebensmute verlassen zu können.

NEUSTIFT bei SCHEIBBS, am 18. August 1910.

Prof. Dr. Udalrich Heyzmann.



Verlag des Verfassers. — Druck v. Rudolf Radinger, Scheibbs.